



Ich kañ nicht mehr vor. Mattigkeit.

Kleine
Kinderbibliothek.

Herausgegeben

von

J. K. Campe.



Neue Auflage.

Erster Theil.

Wien,

gedruckt im k. k. Taubstummeninstitute.

1789.

T A 313.770

Handwritten title in a decorative frame, likely 'Lectura...'.

SA

174659



Faint, mostly illegible handwritten text in a Gothic script, possibly a library inventory or description.

IN 512.455



V o r b e r i c h t.

Unsere Litteratur hat in den letztverfloffenen zehn Jahren einen artigen kleinen Schatz von Stückchen zu einer angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für die Kinder gewonnen. Und gleichwohl ist der Erzieher von Grundsätzen noch immer sehr verlegen, wenn es darauf ankommt, den Kindern ein Lesebüchelchen in die Hände zu geben, welches eben so unterhaltend, als lehrreich, und in jeder Betrachtung völlig unschädlich für sie wäre. Das macht, das wirklich Gute und Treffliche, womit man uns in dieser Art von Werken des Geistes bisher beschenkt hat, fliegt noch immer in zu vielen Büchern gar zu zerstreut und gar zu vermischt herum; und es hat sich noch keiner gefunden, der das reine, wohlschmeckende und nahrhafte Korn von der

V o r b e r i c h t.

damit vermengten Spreu sorgfältig genug gesichtet, und zu einem besondern Häuflein gesammelt hätte.

Aber weiß ich denn nicht, daß schon Mehrere unter uns aufgestanden sind, welche sich diesem so wünschenswürdigen Geschäfte unterzogen, und ganze Sammlungen der vermeinten besten Stücke dieser Art aus unsern besten Schriftstellern ausgezogen, und bald unter diesem, bald unter jenem Titel herausgegeben haben? — Allerdings weiß ich dies; auch habe ich diese Sammlungen alle sorgfältig geprüft; und da ist es mir gleichwohl am Ende vorgekommen, als wenn noch gar keine dergleichen vorhanden wäre. Die Gründe, warum mir's so vorkam? — darf ich meinen Lesern hier nicht vorzählen, um mir nicht das Ansehen zu geben, mich im Angesicht des Publikums mit meinen Vorgängern messen zu wollen.

Ueber das kann man mit Recht von mir erwarten, daß ich die Regeln anzeige, nach denen ich selbst diejenige Sammlung, die ich hiermit vorlege, angefangen habe, und so lange fortsetzen werde, bis man mir einen Wink zum Aufhören geben wird. Diese will ich daher vorlegen.

Mein erster Grundsatz war, nur solche Stückchen aufzunehmen, welche für die Kinder eben so verständlich, als unterhaltend und lehr-

V o r b e r i c h t.

reich zugleich wären. Hierdurch allein fiel nun für meine Sammlung schon weit über die Hälfte derjenigen kleinen Aufsätze weg, welche Andere alszunehmen für gut befanden. Was die ersten beiden Eigenschaften betrifft; so hatte ich einen untrüglichen Probierstein, woran ich sie bei jedem Stücke, welches ich aufnehmen wollte, zuvor erproben konnte. Ich las es nemlich erst jungen Kindern vor; und wenn ein einziges unter ihnen bei dieser Vorlesung gähnte, oder sich mit etwas Anderem zu beschäftigen anfing: so war dem vorgelesenen Aufsätze dadurch allein schon sein Verwerfungsurtheil gesprochen. Ueber das Lehrreiche hingegen mußte ich, nach meinen besten psychologischen und pädagogischen Einsichten, selbst urtheilen.

Aber da zwischen den Verstandesfähigkeiten eines Kindes von fünf und eines andern von zwölf Jahren ein gar merklicher Unterschied ist: so mußte ich entweder nur auf ein einziges bestimmtes Alter Rücksicht nehmen; oder ich mußte auf ein Mittel denken, meine Sammlung so einzurichten, daß die für jede Hauptstufe des kindischen Alters besonders bestimmten Stücke zusammen stünden, und daß die Gränze derselben durch irgend ein Merkzeichen sichtbar angedeutet würde.

Ich theilte daher die ganze Kindheit in drei Absätze, deren erster bis ans siebende, der

V o r b e r i c h t.

sage nicht, daß man den Kindern die schlimmen Seiten der Menschheit ganz und auf immer verbergen müsse. — Denn das wäre eine schimärische Forderung und eine schädliche zugleich; sondern ich sage: daß man nur nicht geflissentlich ihnen die Augen darüber schon zu einer Zeit eröffnen solle, da ihnen diese unselige Kenntniß noch zu nichts nützen, wohl aber in mehr, als einer Betrachtung Schaden kann. Denn, wie will man doch in Kinderseelen einen lebendigen Trieb nach dem, was gut und edel ist, erwecken, wenn man vorher Sorge getragen hat, ihnen durch öftere Erzählung von schlechten Menschen den Gedanken einzusflößen, daß alle Andere ihres Gleichen doch auch nicht gut, ja wohl noch schlimmer wären, als sie? Wie will man ihre Herzen zu einer wahren Menschenliebe erwärmen, wenn man ihnen schon in der frühesten Jugend die Menschheit so oft, wie es in andern Kinderbüchern zu geschehen pflegt, mit den gehässigsten Farben schildert? Oder, wenn es uns nun auch dadurch gelingen sollte, ihren jungen Herzen einen Abscheu gegen die ihnen geschilderten Laster einzusflößen: wie wollen wir verhüten, daß sie sich nicht für besser, als die meisten andern Menschen halten, und also zum geistlichen Stolze verleitet werden? — Und will denn etwa dieser Grundsatz, daß wir den Kindern die Menschen als Engel,

V o r b e r i c h t.

mit überirdischen Tugenden, ohne alle Fehler vorstellen sollen? Man sehe die Anwendung, die ich in diesem Buche davon gemacht habe, und urtheile, ob das meine Meinung gewesen sey.

Endlich habe ich auch alle die übrigen Grundsätze, die ich in meinen Erziehungsschriften empfohlen habe, beständig vor Augen gehabt, und diese ganze Sammlung darnach eingerichtet.

Und nun noch ein Wort von den Verfassern der einzelnen Stücke.

Einen Theil dieser kleinen Aufsätze habe ich selbst gemacht, einen andern haben mitarbeitende Freunde mir geliefert, und den dritten habe ich aus schon gedruckten Büchern genommen. Jene bestehen größtentheils aus ganz neuen, bisher noch nicht gedruckten Stücken, diese erscheinen fast alle in einer neuen, wenigstens abgeänderten Gestalt, weil man sie theils ganz umgeschmolzen, theils in vielen Stellen abgeändert und verbessert hat. Die Verbesserungen rühren zum Theil von den Verfassern selbst her, die Veränderungen von mir, mit Genehmigung der Verfasser. Nur mit einigen wenigen Stücken deren Verfasser mir entweder dem Namen oder dem Aufenthalte nach unbekannt waren, habe ich selbst Veränderungen vorzunehmen gewagt, welche ihre Rechtfertigung öffentlich mit sich führen.

V o r b e r i c h t.

Auf eben diese Weise werden auch die folgenden Theile dieser kleinen Kinderbibliothek nach und nach von mir gesammelt werden.

Ich ersuche übrigens alle einsichtsvolle Kinderfreunde unter den Dichtern und Prosaisisten unserer Nation mich zur Fortsetzung und immer größern Vervollkommnung dieses Werkchens mit ihren schätzbaren Beiträgen zu unterstützen.

Der Herausgeber.





Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb ich mehr
Als alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht, wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes süßes Püppchen du!

Bruder.

Du kleines goldnes Pferdchen du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama,

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beide.

Die guten Eltern! — O wir haben
Sie doch noch lieber, als die Gaben,
Womit sie uns so gern erfreun;
So lieb, wie sie, kann nichts uns seyn.

Fieckens Wiegenlied,
ihrer Puppe vorzusingen.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draussen ist ein Schaf;
Das ist dir ein gar frommes Blut,
Das keinem was zu Leide thut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurrt, es lernt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf!
Nie weinen seine Aeugelein;
Nie hört man es gewaltig schrein!
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speis't vergnügt das grüne Gras;
Zu Leide thut ihm keiner was;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Seh sanft, wie unser Schaf;
Seh immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Wie nöthig es ist, gehorsam zu seyn.

Franz und sein Bruder Gottlob haben ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlauben mögte, im Garten zu spielen.

Ihr könnt es thun, antwortete der Vater, aber ihr müßt auch darin bleiben.

Sie giengen also hin, und spielten eine Zeitlang sehr vergnügt.

Endlich sahe Franz die hintre Gartenthür offen stehn, und da hat er seinen Bruder, mit ihm hinaus zu gehen.

„Aber der Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben!“, antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wohl nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür auf die Straße laufen; aber hier hinaus zwischen die Büsche zu gehen, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlob; sieh, wie schön es hier ist! Und indem er das sagte, giengen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsch hin und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fiengen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicher Weise wurden sie von dem Vater gehört, der dem Geschrei nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand; so geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verständige Leute gerathen haben!

Ich mußte wohl, daß ihr auſſer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen ſagte ich euch, ihr ſolltet darinnen bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten ſpielen laſſen; weil ich nicht ſicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet.

Da mußten die beiden Knaben ſich künſtig gefallen laſſen, in der Stube zu ſitzen, wenn der Vater nicht Zeit hatte, mit ihnen zugleich in den Garten zu gehen.

O wie oft ſeufzten ſie da: wären wir doch nicht ungehörſam geweſen! L. K.

Die Liebe Gottes.

Woher denn das, daß Sie ſo lieb mich haben?

Das Kind.

Der Vater.

Gott hat die Liebe mir ins Herz gegraben,
Daß ich beſtändig für dich ſorgen ſoll.

Das Kind.

So muß der gute Gott ja wohl
So lieb, als Sie, wohl lieber noch, mich haben?

Brückner.

Die ſchönen Kleider.

Das kleine Mäntchen hatte bisher leichte Kleider von Leinwand und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräufelte ſich von ſelbſt.

Eines Tages war ſie mit andern Kindern in Geſellſchaft geweſen, welche, wie die großen Damen gekleidet giengen; und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurückkam, schenke mir doch auch ein Kleid von Seide und gestifte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir doch auch das Haar frisiren!

Das will ich wohl thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht! aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt seyn wirst.

„Warum nicht, lieber Vater?“ fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen beschädiget oder beschmuzt werden.

Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmal unsauber geworden sind.

„O ich will mich schon in Acht nehmen.“

„Nun, es sey,“ sagte der Vater, und ließ ihr machen alles, was zum Fuß gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Spaziergang angestellt, und Nantchen war dabey.

Man kam an eine Wiese, die voll Maienblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herum flatterten.

Die Knaben und die Mädchen liefen hin, die Blumen zu pflücken und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feuchte wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin gienge.

Sie mußte also einsam stehen bleiben, bis die andern genug eingesammelt hatten und zurück kamen.

Jetzt gieng der Weg durch ein kleines Ge-
büsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig ge-
hen mußte, um ihr schönes Kleid nicht an Dorn-
büschen zu zerreißen, blieb etwas nach, indefs
die andern Kinder hüpfend und springend voran-
liefen!

Auf einmal hörte man ein ängstliches Ge-
schrei.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen
mit ihrem hohen Kopfsuze an einem niedrigen
Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht
wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr
verwickelt war, so lief es nicht ohne Reißen ab,
und die ganze Frisur war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als
sie über Schmerzen klagte, welche die enge Schnür-
brust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen,
um das Schnürband auflösen zu lassen: aber es
wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle
die andern Kinder ihrentwegen in ihrem Vergnü-
gen sollten gestöhrt werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, muß-
te sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war,
zu warten, bis die Gesellschaft zurück kommen
würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang,
und sie dachte oft bei sich selbst: ach! mein lie-
ber Vater hatte doch wohl Recht!

Nach einer Stunde kamen alle zurück und
riefen ihr entgegen: geschwind, Nantchen, es
wird regnen; dort kömmt ein starkes Gewitter
her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen,
so sehr sie nur immer konnte, ohngeachtet die

Schnürbrust und die kleinen engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihren Pöschchen, bald mit ihrer zerrissenen Frisur.

Indes war das Gewitter heran gerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothle stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich umkleiden, und fand, daß ihr ganzer Fuß auf immer verdorben war.

Soll ich dir Morgen ein ander seidnes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie frostlos weinen sahe.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wohl, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage und vergieb mir, daß ich eine Thörin war: C.

Der kleine Gärtner.

Der kleine Leopold hatte seinen Vater oft sagen hören, daß die Kinder noch nicht wüßten, was ihnen gut wäre, und daß sie sich deswegen von den Erwachsenen müßten rathen lassen.

Aber er hatte dieses entweder nicht recht verstanden, oder wieder vergessen.

Man hatte für ihn und seinen Bruder Franz zwei Gartenbeete abgetheilt, damit jeder

von ihnen seinen eigenen kleinen Garten hätte; und man hatte ihnen erlaubt, darein zu säen und zu pflanzen, was sie wollten.

Franz erinnerte sich hierbei dessen, was ihr Vater ihnen oft gesagt hatte, und sprach zum Gärtner: Ueber Jakob, rathe er mir doch, was ich da hineinpflanzen soll!

Jakob gab ihm kleine Büsche, die wie Unkraut aussahen, und Stauden, die den Dornen glichen; und Franz pflanzte sie auf sein Wort hinein.

Leopoldchen, fragte der Gärtner, soll ich dir auch so was für deinen Garten geben?

Ja! war seine Antwort, was soll ich mit dem Zeuge? und bepflanzte seinen Garten mit Blumen, welche schon gepflückt waren.

Jakob ließ es geschehen.

Am andern Tage sahe Leopold, daß seine Blumen alle verwelkt waren, und pflanzte andere hin, die er von neuem abgestückt hatte.

Aber auch diese verwelkten bald; und endlich ward er's überdrüssig, die Stelle der verwelkten durch frische Blumen zu ersetzen.

Sein kleiner Garten wurde also dem Unkraute Preis gegeben.

Nach einiger Zeit sahe er an den kleinen Büschen in seines Bruders Garten etwas Köthliches hängen, und rief ihn, um zu sehen, was das doch seyn mögte?

Und siehe! es waren schöne wohlschmeckende Erdbeeren.

Ah! sagte Leopold, hätt' ich doch auch solch Kraut in meinen Garten gepflanzt!

Wiederum nach einiger Zeit sahe er etwas Aehnliches an den dornigten Stauden in seines Bruders Garten, und da sie nachforschten, waren es die süßesten Himbeeren.

Ach! sagte Leopold wieder, hätt' ich doch auch solche Stauden in meinen Garten gepflanzt!

Is! sagte sein Bruder, als wenn es die Deinigen wären; und — setzte Jakob hinzu — verachte künftig den Rath verständiger Leute nicht!
C.

Das Mährlein von der Geis.

Es war mal eine Geis,
Der war's zu wohl im Stall;
Da gieng sie hin aufs Eis.
Und thät ein bösen Fall.
Und als die Geis gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und sprach:

„Du alberns Geiselein,
Hättest wohl können vorsichtig seyn;
Sieh, hast gebrochen ein Bein!“

Ach, Mütterlein, sprach sie zu ihr,
Kann leider! nichts dafür;
Hätt' ich gewußt, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich so gesprungen hätt'!

Das merk sich wohl die Jugend an:
Bald ist 'ne leck' That gethan,
Und reuf den Thäter hinterher;
Hätt's noch zu thun, thäts wohl nicht mehr!

L.

Der kleine Fritz,

welcher nicht schlafen konnte.

In seinem kleinen Betthen lag
Der kleine Fritz, und weinte,
Erst heimlich, lauter dann, daß es
Sein Vater hörte, der daneben
Mit seiner guten Mutter schlief.

„Was ist dir, Kind? Mich dünkt, du weinst?“
Fragt ihn der Vater; „hörst ich recht?“

Fritz.

Ach, liebes Väterchen!

Vater.

Nun, sage,
Mein gutes Kind, was ist dir denn?

Fritz.

Ach, willst auch diese Nacht nicht sterben?

Vater.

Wills Gott noch nicht? — Woher die Frag'?

Fritz.

Ach, weißt nicht mehr?

Vater.

Was denn, mein Guter?

Fritz.

Ach, daß ich heute nicht —

Vater.

Nun was?

Fritz.

Nicht artig war!

Vater.

Und?

Fritz.

Da — ach! — da
 Sprachst du, ich hätte dich betrübet.
 Das fiel mir eben wieder ein;
 Da dacht ich: wenn mein lieber Vater
 Nun stirbe diese Nacht, und ich
 Hätt' ihn betrübt, und könnte nimmer
 Ihn wiederum erfreun durch Artigkeit! —
 Ach, willst nicht sterben, lieber Vater?

Vater.

Und würd' es denn so leid dir thun,
 Wenn ich schon jetzt zu unserm Vater
 Im Himml gieng'?

Ein heisser Strohm
 Von Thränen war des Kindes Antwort.
 Da hob gerührt der Vater ihn
 Aus seinem Betten; legte
 Ihn zärtlich küssend neben sich
 Und seine Mutter; und da küßten
 Die guten Eltern beide ihm
 Die heissen Thränen von den Wangen.

E.

Die vier Jahreszeiten.

Ach! wenn's doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er mögte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er thats.

Der Winter vergieng; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hiazinten, Auri-

keln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz ausser sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater, und er thats.

Der Frühling vergieng; es kam der Sommer.

Ernst gieng mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund um sie her sahen sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie assen Kirschen und anderes Sommerobst, und liessen sich's den ganzen Tag über recht wohl seyn.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, auf den Mistbeeten sahe man wohl-

schmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber, als Obst, aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber seyn: der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er weg blieb, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich! fragte sein Vater.
 „Wirklich! „ war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch nur einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch.

„Ich wollte, daß es immer Winter wäre! „

Und nun lies einmal hier auf dieser Seite; was steht denn da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre! „

Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre! „

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.
 Und was wünschtest du jetzt eben?

„Ich wünschte, daß es immer Herbst seyn mögte! „

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühling, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbst, daß es Herbst seyn mögte.

Denke einmal nach, was folgt wohl daraus.

„Daß alle Jahreszeiten gut sind. „

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an manigfaltigen Gaben sind; und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätt es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gekriegt haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können: und wie viel anderer Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankömmt, wie es in der Welt seyn soll: wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

C.

Zum Laufen hilft nicht schnell seytt.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahen.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder, als du; und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er über das gar zu große Eilen nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

L. K.

Die drey Goldfischchen.

Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einmahl drey Goldfischchen, die niedrigsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen.

Oft setzt er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sich wohl-schmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: „Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet.“

„Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist; und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin!“

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich will's ihnen wohl verständlich machen, und stellte sich bei das Gitter.

Wenn dann einer von ihnen kam, und durchschwimmen wollte; so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrock und zurück schifte.

Eben das that er auch, wenn einer von ihnen oben auf's Wasser kam, damit er wieder hinunter auf den Grund gieng.

Nun, dacht er, werden sie mich wohl verstanden haben, und gieng nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten das Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann

nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten?

„Geht er doch selbst da oben,“ sagte der Eine; warum sollen wir nicht auch ein bischen höher kommen?“

„Und warum sollen wir eingesperrt seyn?“ sagte der Zweyte; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich spazieren?“

„Es ist gewiß ein harter Mann,“ sagte der Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen?“

„Ich werde mich nicht an ihn kehren,“ setzte der Zweyte hinzu; ich will sogleich eine kleine Spazierreise in den großen Teich vornehmen.“

„Und ich,“ rief der Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.“

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug zu denken:

„Der gute Mann muß doch wohl seine Ursachen haben; warum er uns das verboten hat.“

„Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß.“

„Warum käme er sonst so oft und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?“

„Nein, er ist gewiß nicht hart; und ich will thun, was er haben will, ohngeachtet ich nicht weiß, warum ers so will.“

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die Andern aber thaten, was sie gesagt hatten.

Der eine schwam durchs Gitter in den großen Teich, und der andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenschein, und beide lachten ih-

ren

ren Bruder aus, daß ers nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Der eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf ihn zu, und verschlang ihn.

Den andern, der sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf ihn herab, steng ihn, und fraß ihn auf.

Nun das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt und erreichte ein hohes Alter. C.

Eulenspiegel und ein Fuhrmann.

Eulenspiegel gieng eines Tages über Feld.

Unterweges begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigten Strasse seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten.

Kann ich, fragt er im Vorbeijagen, wohl noch vor Abend zur Stadt kommen?

Eulenspiegel antwortete: wenn ihr langsam fahret.

Der Kerl ist wohl nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Strasse an, und zwar in großer Verlegenheit.

Von dem Fagen auf steinigtem Boden, war ihm ein Rad gebrochen.

Er konnte also mit seinem Wagen nicht von der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Sag' ichs euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet? —

Dieser Eulenspiegel hatte unter andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan gieng, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinab stieg.

Warum mogt' er das wohl thun?

Wann ich bergan steige, sagte er, so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinunter gehen werde; und freue mich schon zum voraus darauf.

Wann ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — sezt' er hinzu — es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glücke und Unglücke ihres Lebens es eben so machten; so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

C.

Des kleinen
Friedrichs Geburtstag. *)

Es war einmal, ihr Leutchen,
Ein Knäblein jung und zart,

*) Dieser kleine Friedrich ist der hoffnungsvolle Anwalt • Dessauische Erbprinz.

Hieß Friedrich, war daneben
Recht gut von Sinnesart.

War freundlich und bescheiden,
Nicht zänkisch und nicht wild;
War sanft, wie kleine Schäfchen,
Und wie ein Läubchen, mild.

Drum gab auch Gott Gedeihen!
Das Knäblein wuchs heran:
Und seine Eltern hatten
Recht ihre Freude dran.

Zu Schul' und Gotteshausē
Sah man es fleißig gehn,
Und jedem, der es grüßte,
Gar freundlich Rede stehn.

Auch war ihm in der Schule
Ein jeder herzlich gut,
Denn allen macht' es Freude,
Und allen war es gut.

Einst hieß es: Brüder, morgen
Fällt sein Geburtstag ein!
Gleich riefen all' und jede:
Der muß gefeiert seyn!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte;
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn alle, alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und alle, alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;

Sein Segen folgt dem Knaben.
Da, wo er geht und steht

(Aus den pädagogischen Unterhandlungen;
abgeändert.)

Lottchen und Karl.

Wie freundlich schwazt Magisters frommes
Lottchen

Mit Hofraths Karl! Sie sind allein.
Doch eh die Eltern aus der Kirche kommen,
Steigt ein Gewitter auf.

„Hörst du? es donnert sehr!“

Nicht bange, Karlchen! Nein, nicht bange!
Sprach! Lottchen: Sieh, Gott donnert ja!

Jetzt blißt es; schmetternd folgt der Schlag.
Sie beben.

„Ach! ach, Lottchen, Gott mag böse seyn!„

Si! sprich so kindisch nicht! wie könnte wohl
Gott böse seyn? Gott hat uns alle lieb.

Das sagte Vater mir noch diesen Morgen;
Und, wie du weißt, er redet immer Wahrheit.

„Ja, das ist wahr! doch wenn wir Men-
schen

Unartig sind, (weißt du das nicht?)

So wird der liebe Gott, so gut er ist, doch böse.
Das hat mir Vater auch gesagt!“

Das auch? Nun ja! Auf mich gewiß doch
nicht!

Ich habe nichts gethan. Ich habe heute
So schön ja meinen lieben Spruch gewußt,
Den schönen Spruch: sollst deinen Vater ehren
Und deine Mutter, daß es wohl dir gehe!

Da küßten beide mich, der Vater und die Mutter,
Vor Freuden, ach! und hatten mich sehr lieb.

„Ach Gott!“ sprach Karl, und weinte.

Was ist dir, lieber Karl? was ist dir?
Sage!

„Ach Gott! Ja, Gott wird böse seyn auf
mich!

Ich habe heut den Diener ausgescholten!

Was soll ich thun?“

Und er und Lottchen weinen.

Jetzt wieder Blitz und Schlag, und Thür
und Fenster klirren.

„Ach laß uns beten, Karl! uns beten!
Gott vergiebfs!“

Sie knieten, weinten, beteten:

„Ach! lieber Vater, ach! vergieb mir!“

„Vergieb ihm, lieber Vater, seine Schuld!“

So beten die lieben Kinder,
Und Gott erhörte sie.

Brückner.

Der kleine Ferdinand, welcher Fürst werden will.

Ferdinand sagte immer: ich will ein Fürst
werden.

Und warum das? fragte ihn sein Vater.

Dann müssen alle Leute mir Geld geben,
antwortete er; und dann müssen sie auch thun,
was ich haben will.

Es traf sich, daß um diese Zeit eben zwei
Diebe gehenkt werden sollten; und Ferdinand

gienge mit hinaus, sahe die Elenden, fühlte Mitleid, und fragte seinen Führer:

„Aber warum machen sie denn die armen Leute hier tod? Wo ist denn der Fürst? Warum leidet er das?“

Man sagte ihm, daß ein guter Fürst dies leiden, ja befehlen müsse.

„Warum denn?“ fragte Ferdinand.

Weil seine Unterthanen, antwortete man ihm, sonst nicht sicher vor Dieben wären, wenn man diese nicht hart bestrafte.

Er begrif's.

Nachher hörte man ihn nicht wieder sagen, daß er ein Fürst werden wollte; sondern er sagte nun immer, er wollte ein Kaufmann werden. —

„Und warum nicht ein Fürst?“ fragte ihn sein Vater.

Nein, antwortete der Knabe, da könnten wieder Diebe kommen, und die sollte ich denn henken lassen; das mag ich nicht!

Gut gedacht, lieber Ferdinand! — Je höher der Stand, desto schwerer die Pflichten!

Wer klug ist, macht es wie du, und trachtet nicht den Großen gleich zu werden, weil sie große Pflichten und große Sorgen zu tragen haben.

Das könnt ihr aus folgender Fabel lernen:

A.

Das Kamel und die Kaze.

Die Kaze, zum Kamel,

Willkommen, Bruder!

Das Kamel.

Wie? dein Bruder? Ich?

Kaze.

Mun ja doch; sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht so schön, als dich?

Kamel.

Mag seyn; doch kann der deinige auch fragen,
Was meiner trägt?

Kaze.

Das sollst du mich nicht zweimal fragen!
Nur her damit! Ich werd' es spielend fragen.

Kamel.

Bedenke, Thor, mein Pak ist fast für mich zu
schwer!

Kaze.

O Welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kamel.

Es sey! tritt näh'r;

Da ists!

Kaze.

O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kamel.

Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühlt auch ihre Bürde!

Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!

Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)

Wir lermen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
Ists Zeit noch genug!

Wer wollte wohl knurren;
Der wär' ja nicht klug.

Wie lustig stehn dorten
Die Saat und das Gras;

Beschreiben mit Worten
Kann keiner wohl das.

Ha, Brüderchen, rennet!
Ha, wälzt euch im Gras!

Noch ist uns vergönnet,
Noch kleidet uns das,

Ach! werden wir älter,
So schickt sich's nicht mehr;

Dann treten wir kälter
Und steifer einher.

Ei, seht doch, ihr Brüder,
Den Schmetterling da?

Wer wirft ihn uns nieder?
Doch schonet ihn ja!

Dort flattert noch einer,
Der ist wohl sein Freund;

D' schlag' ihn ja keiner,
Weil jener sonst weint!

Wird dort nicht gesungen?
 Wie herrlich das klingt!
 Vortreflich, ihr Tungen!
 Die Nachtigall singt.
 Dort sizt sie! Seht oben
 Im Aepfelbaum dort;
 Wir wollen sie loben,
 So fährt sie wohl fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
 Und laß dich besehn!
 Wer lehrt dich die Lieder?
 Du machst es recht schön!
 O laß dich nicht stöhren,
 Du Vögeln du!
 Wir alle, wir hören
 Sehr gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
 Wir sehn sie nicht mehr!
 Da flattert sie drüben!
 Komm wieder! Komm her!
 Vergeblich! die Freude
 Ist diesmal vorbei!
 Ihr thut wer zu Leide,
 Sey, was es auch sey.

Last Kränzchen uns winden,
 Viel Blumen sind hier!
 Wer Veilchen wird finden,
 Empfänget dafür
 Von Mutter zur Gabe
 Ein Mäulchen, wohl zwei:
 Zuchheissa! ich habe,
 Ich hab' eins, Zuchhei!
 Ach, geht sie schon unter
 Die Sonne, so früh?

Wir sind ja noch munter;
 Ach Sonne, verzieh!
 Nun morgen, ihr Brüder!
 Schlaft wohl! gute Nacht!
 Ja, morgen wird wieder
 Gespielt und gelacht!

Uverbef. (Abgeändert).

Der lügenhafte junge Dchs, eine Fabel.

Ein junger Dchs hatte sich ein häßliches La-
 ster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Dchsen auf der
 Weide war: so fand er ein dummes Vergnü-
 gen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie
 zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch
 und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heu-
 len pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen
 sie geschwind herbei gelaufen, um den Wolf
 abzuhalten, daß er keinem von ihren Jungen
 etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Ort, wo sie
 das Heulen gehört hatten, keinen, als den lü-
 genhaften jungen Dchsen, der sich stellte, als
 wenn er schlief.

Sie merkten indes bald, daß er's gewesen
 sey, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie
 wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich
 auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er

plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsch auf sich zu springen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und sieng daher erbärmlich an zu schreien:

„Mu! Mu! Mu!“ brüllte er; welches so viel heißen sollte, als: rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten alle, daß er sie wieder zum Besten haben wollte.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her; faßte ihn bei der Gurgel und — fraß ihn auf!

„Ach! seufzt er da bei sich selbst, indem er starb, Wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man andere hintergehen will!“

C.

Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar,
Und er frugs recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Märchen spricht
Den andern zu: „Wie hübsch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?“

„Gewiß, kein Vogel ist so schön,
 „So liebenswerth, als ich;
 „Denn keiner ist, ihr müßt's gestehen,
 „So ausgepüßt, als ich.“

Hier traf nun auch von ungefähr
 Der kleine bunte Mann
 Im Klee von süßer Bürde schwer
 Ein muntres Bienchen an.

„Weg, Biene, schri' er: packe dich!
 „Wie häßlich siehst du aus!“
 Thor! sprach sie lächelnd, kennst du mich?
 Komm erst und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier
 Und Güte nur gefällt;
 Allein dein Puß — was nützt er dir?
 Was nützt er wohl der Welt?

Bertuch. (Abgeändert.)

Die Tulpenliebhaberin.

Einem achtfährigen Mädchen hatte schon seit
 zwei Sommer das vielfärbigte Tulpenbeef in ih-
 res Vaters Garten großes Vergnügen gemacht.

Den leichten Sommervogel gleich, war sie
 oft von Tulpe zu Tulpe herumgehüpft, und hat-
 te sich nicht satt daran sehen können.

Sie hatte sich indeß niemals um die Wur-
 zeln der Blumen bekümmert.

Vorigen Herbst kam sie in den Garten zu
 ihrem Vater, da er dieses Tulpenbeef umlegte,
 und die abgetrockneten Zwiebeln wieder ins Erd-
 reich brachte.

Ganz bestremdet stand sie da, und sah bestürzt der Arbeit ihres Vaters zu.

Endlich redete sie ihn mit kläglicher Stimme an:

„Ach lieber Vater, was haben sie da gemacht?“

„Unser schönes Tulpenbeet, so zu verwüsten, und statt der prächtigen Blumen, die häßlichen Küchenzwiebeln hinzupflanzen!“

Der Vater antwortete ihr, daß sie nicht wisse, was er da mache, und wollte ihr eben erklären, daß diese Zwiebeln die Wurzeln wären, aus denen künftiges Frühjahr wieder neue Tulpen hervordachsen würden; als Johanna (so hieß das Kind) ihn durch ihre wiederholten Klagen unterbrach, und ihn nicht zu Worte kommen ließ.

Da er also sah, daß sie jetzt keiner Befehlung fähig wäre, so hieß er sie schweigen und zu Hause gehen.

So oft nun den Winter über die Rede von Blumen war, seufzte Johanna und dachte bei sich selbst, daß es doch recht Jammer und Schade wäre, daß ihr Vater das schöne Tulpenbeet verwüstet hätte.

Der Frühling kam und mit ihm auch der Tulpenflor.

Johanna war noch nicht in den Garten gekommen, jetzt rief man ihr, hinein zu gehen.

Lange ließ sie sich dazu nöthigen; denn sie sagte, daß sie jetzt gar kein Vergnügen mehr am Garten fände, seitdem die Tulpen nicht mehr darin wären.

Endlich gieng sie doch hinein.

Wie groß war nicht ihre Verwunderung und Freude, da ihr auf einmal der ganze prächtige Tulpenflor in die Augen fiel!

Erst stand sie vor freudiger Bestürzung still, dann fiel sie ihrem Vater in die Arme und dankte ihm, daß er die Zwiebeln wieder ausgerissen und von neuem Tulpen gestatzt hätte.

Dieser versicherte, daß wäre nicht geschehen, sondern die Tulpen wären aus den nämlichen Zwiebeln hervorgewachsen, die sie im vorigen Herbst hätte pflanzen gesehen.

Das konnte nun das unerfahrene Mädchen nicht begreifen, bis der Vater eine der schönsten Tulpen mit der Zwiebel aus der Erde hob und ihr vorwies.

Beschämt hat sie ihn da um Vergebung, daß sie so unbesonnener Weise über sein Verfahren im Herbst geklagt hätte.

„Ich vergeb' es dir sehr gern, mein Kind,“ antwortete der Vater, da ich sehe, daß du nun erkennst, wie leicht sich Kinder irren können, wenn sie das Verfahren erwachsener Leute beurtheilen wollen.“

„Ich hoffe, dieser Vorfall wird dich so vorsichtig machen, daß du künftig eher an deiner eigenen Einsicht zweifeln; als das Betragen anderer Menschen, welche älter und erfahrener, als du, sind, tadeln wirst.“

Ja, lieber Vater, antwortete das Mädchen, das will ich nun gewiß thun; und so oft ich künftig in Versuchung gerathe, mich für klüger, als andere zu halten, will ich gleich an die Tulpen denken.

Bis jetzt hat sie auch Wort gehalten.

Der Vater hat ihr sogar auf ihr Bitten einen Fächer kaufen müssen, auf dessen einer Seite sie hingeworfene Tulpenzwiebeln, auf der andern aber einen schönen Tulpenstrauss malen ließ:

Diesen trägt sie in allen Gesellschaften mit sich, und besteht ihn oft:

Sie ist sogar auf die Gespräche ihrer kleinen Freundinnen aufmerksam, (aus der guten Absicht, auch sie zu bessern) und wenn eine von ihnen sich ein übereiltes Urtheil erlaubt; so zeigt sie ihr sogleich den Fächer, und lispelt ihr freundlich warnend ins Ohr: Liebe Freundin! die Tulpen! Kegge.

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück; und sprach im Gehn
Bekümmert:

„Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögere; Friß
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!“ —

Rudolph kam

In seine Hütte; sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt:
Und Friß liegt kniend vor ihr, drückt
Und küßet ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

„Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolph; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
Du, Friß, umarmst mich nicht? Kein Kuß
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —

Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es gieng.

Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon gieng
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis
Dort auf dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
„Ach Gott!“ — seufzt er. Mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Art
Und fällt' ihm etwas Holz, und bands
Ihm auf den Rücken: freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück.“

„Nun, Greife! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht!“

Unglücklicher,
Sprach sie, und faßt' ihm bei der Hand,
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebahr?

„Friß, böse? — Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr
Dann wird er weis' und gut!“,

Dann wird
Er grausam!

„Nein, ich steh dafür,
Das wird er nicht. — Und, Friß, du schweigst
Dazu? Komm her und sage mir,
Was machtest du? — Du thust so scheu?
Es muß was Arges seyn.“

Sehr arg;
Doch schämt er sich, das ist noch gut.

„Was

„Was that er denn?“

Gern mögt ich dir's
Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.

„Sag' es nur!“

Es sey. Ich öffnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum und schien
Recht sehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.

Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen übern Zaun den Arm
Sich aufriß, wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blufete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf;
War das der rechte?

„Ja, recht schön!“

„Nun weiter!“

Während ich das that,
Schlich Friß, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf —

„Nun, was?“

Berupft' er es.
„Berupft es?“

Ja, den ganzen Leib,
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.

Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! — Mann, ich hörts; mir giengs
Durchs Herz! —

Er wird ein Bösewicht,
Denk nur, wenn er erst grösser ist!
Das kränkt mich! O das hättest du
In deiner Kindheit nie gethan!

Oft sagt ich; unser Friz wird gut,
Gut, wie sein Vater! — Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —

„Seu ruhig, Grete, weine nicht;
Es lebt ein guter Gott; der liebt
Der frommen Eltern Kedlichkeit.
Wird er ein Bösewicht, so nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. —

Komm her,
Mein Sohn; sieh welchen Kummer du
Uns heute machest. — Gut, du weinst;
Ich weine auch; — komm, lege mir
Die Hand aufs Herz; bisher war dies
Dein Wohnplatz; denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr!

Umsonst! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen = = = Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen.

Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn sammeln; hier
Am Balken hängen wir sie auf,
Und sehen, wenn zu zärtlich wir
Ihn lieben, diese Federn an,
Und sagen: solch ein hartes Herz
Muß man nicht lieben.

Denkst du denn,
Mein Sohn — bleib hier auf meinem Schooß —
Daß bloß der Frost das Vögelchen
In unser Haus gebracht? Gott selbst
Gab ihn in unsre Hand, um ihn
Zu retten: denn für Thiere sorgt
Er, wie für Menschen; und du hast

Ihn so geplündert! —

Wenn ich nun

Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draussen frieren ließ'? Du hast
Verdient; doch grausam wär ich dann
Und gliche dir und litte mehr
Dabei, als du! —

Komm, zittre nicht,

Sey ruhig; denn noch liebt mein Herz

In dir den Sohn und hasset nur

Den Uebelthäter. — Ach! von dir

Hofft ich des Alters Trost für mich;

Für deine Mutter! Und du willst

Uns unser Leben kürzen?"

„Ach!

Mein Vater, meine Mutter, ach!

Verzeiht mir! D ich will euch nie

Mehr kränken, will gern Gutes thun!

Verlast euch drauf, ich werd' euch gleich.“

Leicht ist der Eltern Herz erweicht:

Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,

Und ohne falsch und tugendsam

Ein Muster für die Kinderwelt.

Einst sah er — ach mit trüben Blick

Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,

Nahm eine Leiter: „Steig hinauf,

Mein Friß, sprach sie, und nimmi nur gleich

Die Federn weg; sie machen dich

So traurig; wirf sie nur ins Feu'r;

Dein Vater wird's zufrieden seyn,

Nicht wahr?"

„O ja!“

„Verbrenne sie,

Die bösen Federn!“ —

Mutter, nein:

Sie sollen bleiben, und wenn mir

Der Himmel auch einst Kinder giebt,

Dann weiß' ich sie mit Thränen drauf,
 Und spreche: seht, einst war ich böß',
 Und, daß ich besser ward, verdank'
 Ich Gott und frommer Eltern Rath.

Eschenburg

Nach dem Französischen des
 Abbe's le Monnier.

Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann,
 der kürzlich noch zwei Söhne hatte.

Der Älteste war ohngefähr sieben, der
 jüngste erst sechs Jahr alt.

Beide wurden von ihren Eltern auf das
 Zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in
 Geschäften große Reisen zu Pferd thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pi-
 stolen mit sich zu führen.

Wenn er zurückkam, schoss er dieselben ge-
 meiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause
 heraus, damit niemand sich oder andern Scha-
 den damit thun möchte.

Demohngeachtet hatte er seinen Söhnen ein-
 vor allemal verboten, sowohl diese Pistolen, als
 auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die
 Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht
 umzugehen wissen, und sich oder andere leicht
 verletzen können.

Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel,
 auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit der-

gleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er im Kurzen wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatt' er diesmal seine Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgt' er nicht; denn er hatt' es ihnen ja ein vor allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Kristian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andre reichte.

Du! antwortete Kristian, weist du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren.?

„Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst abschiesse, ehe er zu Hause kommt.“

„Und verderben werden wir ja auch nichts daran: sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Sahn aufziehen muß.“ — und so zog er den Sahn an beiden Pistolen auf.

Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollten.“

„Nun stelle dich da hin, und gieb Acht, wie ich kommandire; wenn ich Feuer! rufe: so mußt du abdrücken.“

Schon standen beide gegen einander über, und Wilhelm kommandirte:

„Achtung! — Präsentirt das Gewehr! —
Lege an! — Feuer! —“

Mit diesem Worte drückten beide los, und beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knal der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbei gewannt, und o Himmel! welch ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten.

Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Hermen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben. C.

Der kleine wohlthätige Mirtil.

Der alte Likas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte.

Sein kleiner Sohn Mirtil, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte sich die Augen.

Dies befremdete seinen Vater.

Er rief ihn zu sich. Mirtil eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebevoller Vater nahm ihn vor sich auf den Schooß.

Was ist dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sahe, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was?

Nichts, lieber Vater, war seine Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen

Lifas.

Aber du hast ja geweint?

Mirtil.

Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Lifas.

Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Mirtil.

Lieber Vater, verlangt es nicht zu wissen!

Lifas.

Nicht? Und könntest du etwas haben, welches dein Vater nicht wissen dürfte.

Mirtil.

Besten Vater! -- Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

Lifas.

Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könnte mit dir.

Mirtil.

Du willst es, lieber Vater; und ich muß gehorsam seyn.

Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es wäre?

Es war ein armer alter Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein grosses Bün-

del Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren frühe von Thränen.

Ich hörte, indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selbst sprechen:

„Guter Gott, sagt er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mäßigkeit.“

Indem er das sagte, sank er mit dem Kopf auf sein Bündel.

Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sahe, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf das Holz nieder.

Dann lief ich her zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder.

Indem ich nun jetzt zurückkam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihm mein Geräusch.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte! Ist ein Engel Gottes hier gewesen, der mich und meine Kleinen vom Tode retten wollte.

Aber wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hergelegt hast; Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen.

Aber fuhr er fort, ich Unglücklicher: Wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe.

Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen.

Gott grüß euch, guter Vater, sagte ich, indem ich bei ihm war. Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu fragen? Gebt mir die Flasche mit der Milch und das Brod? ich will es fragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt.

Der Greis sahe mir mit freudiger Verwunderung ins Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus diesem Walde zu führen, worin ich mich verirrt hatte.

Ich fragte ihn, wohin er wollte; und so führt ich ihn zum Walde hinaus.

Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unversehrt der liebe Gott für ihn gesorgt habe während seines Schlags, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt sey.

Alle Morgen, sagt er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns errettet.

Auch du mein Sohn, sezt er hinzu, sollst geseegnet werden von uns, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie vor Hunger sterben.

Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte.

Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Haus kam und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du hast es gewollt, lieber Vater; sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen.

Er schwieg; und Liskas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust.

Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben,
weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der
jugendhaft und glücklich seyn wird. C.

Nach dem Französischen des Herrn Berquin.

Die sieben Töchter.

Zizallida, die beste Mutter, gieng
Mit ihren sieben Töchtern — alle, wie
Des Feldes Blumen in der Sonne, schön —
Zum nahen Wald, und setzte sich allda
Mit ihren Töchtern unter einen Baum,
Der ihnen allen kühlen Schatten gab.

O welche Wonne, diese Mutter sehn
Und diese Töchter! — Seine schöne Welt
Hat unser Gott für sie geschaffen, sprach
Ein Mann, der hinter ihnen sich im Busch
Verborgen hielt. Still, lauschend stand er da.
Und hörte lange, hörte herzvergnügt
Die sanften Reden dieser zärllichsten
Der Mütter!

Kinder, sprach Zizallida,
Wenn unser lieber guter Vater hier
Doch bei uns wäre! Gar zu schön ist's hier!
Auf aller Bäume Wipfel ist's so still,
Als wenn die Singevögel alle sich
Besprochen hätten, unster tief hinein
Verstecken lieben kleinen Nachtigal
Mit zuzuhören. —

Ach, mein Mütterchen,
Sprach Tzia, die zwote Tochter, laß,
Mein Mütterchen, zurück mich laufen ihn
Zu uns zu holen! —

Kind, von uns entfernt

Ist er zu weit: er ist gerufen hin
 Zum großen König. Sieben Wochen bleibt
 Der gute Vater weg von mir und euch!
 „Und ohne Segen? fragte herzbetrübt
 Die Aelteste der sieben Töchter, ist
 Er weggereist, und ohne Kuß?“

Er gab
 Den Segen mir; er möchte, sagt er, euch
 Nicht traurig sehn.

„Der gute Vater! Gott,
 Begleit ihn doch auf seinem Wege!“, sprach
 Die vierte Tochter. — Gott, begleitet ihn doch;
 Erschol's auf allen Seiten um den Baum
 Und um die Mutter; allen sieben stand
 Im Auge eine fromme Thräne.

Lauf,
 Als wenn sie's rufen wollte, sagte da
 Die fünfte Tochter: „Sieben Wochen sind
 So viele Tage, Mütterchen; es ist
 So lange hin! Ach könnten wir denn nicht
 Dem guten Vater nach zu Fuße gehn?“

Und die geliebte Sechste schmiegte sich
 An ihrer Mutter Busen weinend: „Gott
 Welch eine Freude, wenn er wieder kömmt!“,
 „Dann sagte froh die Dritte, wollen wir
 Das Väterchen umtanzen!“

Zizarias,
 Die jüngste, lag mit ihrem Köpfchen stumm
 Auf ihrer ersten Schwester sanften Schooß,
 Der schönsten Rosenknospen eine, schien
 Das kleine Mädchen nur zu hören, und
 Als alle schwiegen, sprang's vom Schwesterschooß
 Auf Mutterschooß behende; zärtlich schlugs
 Mit Fingerschlag die Mutterwange, saß
 Mit schmeichelnder Gebehrde, fragte; „Bleibst
 Du, liebes Mütterchen, bei uns?“ Ja, Kind
 Ich bleibe, sprach die Mutter. —

Warm ums Herz
 Ward's in dem Busch dem Manne, warm ums Herz.
 Allein, hervorzutreten, dacht' er, ist
 Ein viel zu schneller starker Freudenschlag,
 Gefährlich mir und ihnen! Leise schlich
 Der weise Mann aus seinem Busch, und gieng
 Und sandte seiner Trauten einen,
 Behutsam ihnen beizubringen, daß
 Ein zweiter widerrufender Befehl
 Des großen Königs angekommen sey;
 (Denn in dem Busch der Mann, dem es so warm
 Ums Herze ward, der war — der Vater selbst.)
 Und als sein trauter Freund behutsam nun
 Ihm vorbereitet hatte, da, da kam
 Der gute Vater selbst gegangen, und
 O welche Freude! Welch ein Wettelauf
 Der Mutter und der Töchter, Welch ein Hang
 An seinem Hals, an seinem Herzen!

Wer
 Vermöchte wohl zu malen uns den Tag,
 Der diese Mutter, diese Töchter so
 Zu sehn uns gab, und diesem Vater, der
 Der sieben Töchter guter Vater ist!

Gleim.

Die frommen Kinder.

Manchen und Leopold liebten ihre Eltern
 zärtlich, und wurden eben so zärtlich von ihren
 Eltern wieder geliebt.

Seit einiger Zeit pflegten beide, so oft sie
 ihr Frühstück genossen hatten, in den Garten zu
 laufen, und erst nach einer Weile zurückzukom-
 men, um ihre Geschäfte anzufangen.

Dies nahm den Vater und die Mutter
 Wunder.

Denn vorher waren beide Kinder recht sehr fleißig gewesen, und hatten oft ihr Frühstück halb im Stiche gelassen, um desto geschwinder zu ihrer Arbeit oder zum Lernen zu kommen.

Nun aber schien es, als wenn sie keine rechte Lust mehr hätten, sowohl zur Arbeit, als auch zum Lernen, weil sie immer erst in den Garten liefen.

Das machte ihre guten Eltern traurig: denn sagten sie zu einander, wenn unsere Kinder den Müßiggang lieb gewinnen; so wird nichts Gutes aus ihnen werden.

Der Vater fragte sie zuweilen: „aber, Kinder, warum lauft ihr denn immer so früh aus? Das könnte ja nachher geschehen; wenn eure Arbeit gethan ist! „

Allein die Kinder schwiegen still und sagten nicht, was sie im Garten machten.

Endlich beschloß die Mutter ihnen nachzugehen, um zu erfahren, was sie doch immer da vor haben mögten?

Sie sahe am andern Morgen, daß Nantchen und Leopoldchen nach einer dichten Laube liefen, die am Ende des Gartens stand.

Sie gieng ihnen also nach.

Da sie nun leise bis zur Laube hingegangen war, und an der Seite stand, wo sie eben durch das dicke Laubwerk ein wenig hinein sehen konnte: Gott! was empfand da ihr mütterliches Herz, da sie die Kinder mit gefalteten Händen kniend auf der Erde erblickte!

Sie zitterte vor Freude, da sie hörte, daß Leopold so zu Gott betete, indem Nantchen ihm leise nachsprach:

„Ach, du lieber Gott! laß doch unsere guten Eltern noch lange nicht sterben! „

„Wir lieben sie ja gar zu sehr, und wolsten ihnen gern Freude machen, wenn wir erst groß geworden sind.“

„Ach, mache uns auch recht fromm und artig, daß unser Vater und unsere Mutter sich alle Tage über uns freuen mögen!“,

„Hörst du, lieber Gott? Wir wollen ja auch gern thun, was in deinen Geboten steht,“

Nach diesem Gebete standen beide auf, gaben sich einander einen Kuß, und liefen vergnügt und hurtig wieder zurück nach Hause.

Der Mutter flossen heisse Freudenthränen über die Wangen:

Sie eilte zu ihrem Gatten, drückte ihn fest an ihre Brust, indem sie ihm erzählte, was sie gesehen und gehört hatte, und beide waren darüber so vergnügt und glücklich, als wenn sie schon im Himmel wären. E.

Gehnsucht nach dem Frühlinge.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Weilchen blühn!

Wie mögt ich doch so gerne
Ein Weilchen wieder sehn!

Ach, lieber Mai, wie gerne
Einmal spazieren gehn!

Zwar Wintertage haben
Wohl auch der Freuden viel;
Man kann im Schnee eins traben
Und treibt manch' Abendspiel;

Baut Häuserchen von Karten,
 Spielt Blindkuh und Pfand;
 Auch giebts wohl Schlittensfahrten
 Aufs liebe freie Land.

Doch wenn die Vöglein singen,
 Und wir dann froh und flink
 Auf grünem Rasen springen,
 Das ist ein ander Ding!

Jetzt muß mein Steckenpferdchen
 Dort in dem Winkel stehn;
 Denn draussen in dem Gärtchen
 Kann man vor Loth nicht gehn.

Am meisten aber dauert
 Mich Fiechens Herzeleid.
 Das arme Mädchen lauert
 Recht auf die Blumenzeit!

Umsonst holl' ich ihr Spielchen
 Zum Zeitvertreib herbei:
 Sie sitzt in ihrem Stühlchen
 Wie's Hünchen auf dem Ei.

Ach, wenn's doch erst gelinder
 Und grüner draussen wär!
 Komm, lieber Mai; wir Kinder,
 Wir bissen gar zu sehr!

O komm, und bring vor allen
 Uns viele Weilchen mit!
 Bring auch viel Nachtigallen
 Und schöne Lufuks mit!

Overbeck. (Abgeändert.)

Der Rosenstock.

Wer schenkt mir ein Bäumchen in meinen Garten? sprach Wilhelm zu seinem Geschwister. Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum Bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen; aber ich! ich! rief die gutherzige Lotte; was willst du für einen?

Einen Rosenstock, antwortete er; denn meiner sieh! ist verdorrt.

Gut, sprach Lotte, und nahm den Spaten und wollt' anfangen, ihn auszuheben.

Was seh ich? sprach Wilhelm, du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gib mir doch wenigstens den!

Nein, nein, schrie das Mädchen, der würde dir denn auch verdorren. Ich kann ihn ja in deinem Garten auch blühen sehen.

Wilhelm kriegte den Busch und war froh.

Da gieng der Gärtner vorüber und trug einen spanischen Fliderbaum.

Soll ich den da in die Stelle pflanzen: fragt er Lotten.

„Wenn er ihn sonst nicht brauchen kann“

Nein, sagt er, ich wollt' ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeugs zuviel im Garten ist. Er setzte ihn ein.

Nun kam der Mai; Wilhelms Rosenstock bekam und frug viel der schönsten Rosen.

Davon kriegte Lotte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar und an die Brust.

Aber der Flider bekam auch, und gab so viel Schatten, daß Lotte sich in der stärksten Mittagshitze drunter bergen konnte — ja so gar kam

der

der Vater nachher oft unter diesen Baum und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

L. K.

Die beiden Hunde,

Spiz der Gutherzige und Spaz der Neidtsche.

Eine Fabel.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart.

Spiz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich, Spaz aber, der Schooshund, unfreundlich und neidisch.

Spiz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr den Spaz liebkosete: aber Spaz sieng allemal an zu knurren, so oft sein armer Kamerad es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen.

Kriegte Spaz ein Stückchen Fleisch: so wedelte Spiz mit dem Schwanze und freuete sich so sehr darüber, als wenn ers selbst getriegt hätte.

Wurde hingegen Spizen einmal ein Knochen zugeworfen: so sieng der Spaz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stünde, da denn der gutherzige Spiz den Knochen gemeinlich im Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einigemal bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spaz.

Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit beiden etwas vor, dem Spaz ein Stück Fleisch, und dem Spiz einen Knochen.

Kinderbibl. I. Bändch.

D.

Kaum sahe der neidische Spaz, daß sein Kamerad auch was gekriegt habe, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spizen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen.

Dieser ließ es geschehen, und wollte schon wieder nach seiner Hütte gehen.

Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spaz hingeworfen hatte und sagte; „Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dies habest, weil dir jenes genommen ist.“

Spaz machte große Augen.

„Und, fuhr der Herr fort, weil du so gut-herzig und nachgebend, der da aber so neidisch und unfreundlich ist: so sollst du künftig Haushund und jener Hofhund seyn.“

„Fort mit ihm, an die Kette!“

Gesagt, gethan. Spaz wurde angekettet, und Spiz blieb im Hause.

Da sahe man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und bösen Herzen ist.

So oft der gute Spiz einen Leckerbissen kriegete, entzog er ihn seinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spazens Hütte, wedelte mit dem Schwanz, und nöthigte ihn, davon zu essen.

Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren mögte.

Aber der neidische und fückische Spaz wollte nichts anrühren von dem, was er ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbieten mit Knurren ab.

Was geschah? — Neid und Aerger über Spizens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
 Von einer großen Mäusezahl
 Die einzige ihrer Art.
 Ihr Felchen war dem Aflas gleich,
 So glatt, so glänzend und so weich;
 Sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
 Noch kennst du nicht das böse Thier,
 Die Kaze, unsern Feind!
 Sie laurt uns auf in finst'rer Nacht,
 Dein Fel ist weiß, nimm dich in Acht:
 Mein Rath ist gut gemeint.“

„Auch vor der Eule hüte dich;
 Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
 Gefahren klug entzieht.“
 Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
 „O Mutter, sorg für mich nur nicht,
 Ich weiß schon, wie man flieht.“

Nun gieng sie einstens auf den Schmaus;
 Des Abends ohne Mutter aus,
 Und tankte frisch und keck.
 Doch da sie wieder heimwärts gieng,
 Da kam die Eule, hüsch! und steng
 Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bekhört!
 Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
 So litt' ich nicht den Tod!“
 Allein das weiße Mäuschen schrie
 Umsonst, die Eule speiste sie
 Zu ihrem Abendbrod.

Vertuch.

Das Wiegenband.

Kind, nicht von ungefähr umschlingt
Dich izz das Wiegenband.
Aus Vorsicht zog's so eng und fest
Um dich der Mutter Hand.

Es drückt ein wenig? Weine nicht;
Du weißt nicht, was es nützt;
Es ist das Einzige, was izz
Dich vor dem Falle schützt.

Wirst du nun, liebe Lilli, groß,
Und brauchst kein Wiegenband:
Dann, Kind, dann führt und schützt dich
Der treuen Mutter Hand.

O glaube nicht, sie drücke hart,
Wenn sie dich liebe reich führt!
Sie ist das Band, das man anseht
Um deine Wiege schnürt.

Bertuch.

Das Kartenhaus.

Komm Fritz, sagte der kleine blauäugigte
Wilhelm, und hilf mir erst mein Haus aufbau-
en, dann helf ich dir wieder.

Was geht mich dein Haus an, antwortete
Fritz, ich baue meins, sieh du zu, wie du deins
auch in die Höhe kriegst.

Wilhelm baute. Indes aber, daß diese
zwei an einem Tische zugleich arbeiteten, fiel
immer etwas von dem Gebäude wieder übere
Hausen.

„O stoß doch nicht so an den Tisch, sagte Fritz verdrießlich!“

„Wie kann ich helfen? antwortete Wilhelm; hab ich dir nicht gesagt, wir wollten nur erst eins bauen, so gieng es besser? Nun magst du sehen, wie du fortkommst?“

Die Gemüther wurden lebhafter, die Arbeit heftiger, und der Tisch wackelte mehr.

Plötzlich lag Wilhelms meist fertiges Haus zu Boden.

Er wollte zugreifen, indem es fiel, stieß darüber an den Tisch, und den Augenblick lag Fritzens Haus daneben.

Die Mädchen saßen in der Ecke und lachten. Sie hatten einen Preis darauf gesetzt, wer von ihnen viere nach der Mutter Urtheil das künstlichste Gebäude aufführen würde. Send ihr nicht Narren? riefen sie endlich. Nun ist ja unser der Preis!

Da kommt die Mutter! Wir sind fertig, weil wir einer der andern geholfen haben, und ihr habt nichts zu Stande gebracht, weil ihr euch nicht vereinigen konntet. E. K.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Gieng einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelassner Freude.

Hop, hop, giengs über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.

„Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein,
Es mögte dir mislingen!“

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
 Berg auf, Berg ab, in Freuden;
 Doch endlich muß'ts am Hügel dort
 Für seinen Leichtsinm leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
 Den wollt' es überspringen;
 Seht da, es springt, und — bricht ein Bein,
 Aus war nun Lust und Springen!

O liebe, muntre Kinder! schreibt
 Dies tief in eure Herzen:
 „Die Freuden, die man übertreibt,
 Verwandeln sich in Schmerzen.“

Bertuch.

Die naseweise junge Fliege.

eine Fabel.

Diese junge Fliege saß mit ihrer Mutter an
 der Mauer eines Feuerherdes, nicht weit von
 einem Topfe, in welchem Suppe gekocht ward.

Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun,
 und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie
 wegfliegen wollte:

„Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis
 ich wiederkomme.“

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige
 Töchterchen.

„Darum, antwortete die Alte, weil ich
 besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie
 meinte den Topf) zu nahe kommen mögtest.“

Junge. Und warum soll ich dem nicht
 nahe kommen?

Alte. Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge. Warum hineinfallen?

Alte. Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung; so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinabfiel, und niemals wieder heraus kam.

Die Alte glaubte hiermit genug gesagt zu haben, und flog davon.

Ihr Jungfer Tochterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst:

„Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben!“

„Da soll ich mir nun nicht einmal das unschuldige Vergnügen machen, über den dampfenden Brunnen hin zu fliegen!“

„Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen!“

„Kurz, Frau Mama, was sie mir auch von ihrer Erfahrung vorgesagt haben, so werd ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein bischen herum fliegen.“

„Ich will doch sehen, wer mich hinein ziehen wird!“

Mit diesen Worten flog das schnipische Ding hin.

Aber kaum war sie über dem Topfe angelangt, als der aufsteigende Dampf sie plötzlich sinnlos machte.

Sie stürzte hinab in den siedenden Topf, indem sie nur noch eben so viel Zeit hatte auszurufen:

„Unglückliche Kinder, die sich klüger, als alte Leute dünken!“

Heldenthats eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren.

Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brod kostete nun noch einmal so viel, als vorher.

Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trockenem Brode zu sättigen.

Darüber war er nun unaussprechlich befrübt.

Er rief seine Kleinen zu sich und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

“Meine herzensliebe Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr baucht, um euch ganz satt zu essen.“

“Seht, für ein einziges solches Bröddchen, muß ich alles Geld geben, was ich den ganzen Tag über verdient habe.“

“Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile.“

“Es wird freilich nicht genug seyn, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet.“

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sahe gen Himmel und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch

uns armen Kindern; hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern!

Der Vater theilte jetzt das Bröddchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern.

Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte:

“Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin.“

“Eßt ihr mein Stückchen oder theilt es unter die Andern aus.“

“Armer Junge! Und was fehlt dir denn? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen.

Und so legt' er sich nieder.

Der bekümmerte Vater gieng am andern Morgen hin zum Doktor und bat ihn: er möge doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen.

Der Doktor, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts dafür kriegen würde.

Er besah den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls; aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden.

Indes wollte er ihm doch etwas verschreiben.

“Thun Sie das nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würd' es doch nicht einnehmen.“

Nicht einnehmen? antwortete der Doktor; und warum nicht?

Gottlieb. Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

Doktor. Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu seyn!

Gottlieb. Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Doktor. Gut! Ich will dich nicht zwingen, aber ich werd' es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb. Ach, um Gottes willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor. Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb. Ach, lieber Gott! so muß ich Ihnen denn wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

„Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann in dieser theuren Zeit täglich nicht mehr als ein einziges Brödchen verdienen.“

„Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt jeder nur so ein Stückchen, und er selbst nimmt wohl gar nichts davon.“

„Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollt ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen mögten.“

„Sehen Sie, deswegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte.“

„Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!“

Der Doktor troknete sich die Augen und sagte: „Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?“

Gottlieb. Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

Doktor. Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest?

Gottlieb. Ich weiß wohl, lieber Herr, aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja denn bei dem lieben Gotte und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe.

Der rechtschaffene Doktor war auffer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte.

Er nahm es in seine Arme, drückt' es fest an seine Brust und sagte:

„Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben!“

„Unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen:“

„Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir.“

Er lief darauf nach Hause; bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinem hungerrigen Geschwister.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle aßen bis sie satt waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Doktor!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb! er sollte unbekümmert seyn; er wollte fernher für sie sorgen.

Das that denn auch der rechtfchaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so.

Der Eine schickte ihnen Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten.

So gar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freuete sich sehr darüber.

Er ließ den Bertram zu sich hollen und sagte:

„Ihr habt einen wackern Sohn.“

Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt.“

„Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden sollen.“

„Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden! und wenn sie dann etwas rechts werden gelernt haben, so nehm' ich es über mich, sie zu versorgen.“

Bertram gieng gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knien, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe.

C.

Der schadenfrohe Vater, und der unschuldig leidende Pudel.

Eine Fabel.

Ein boshafter Vater, Namens Murner, fand ein abscheuliches Vergnügen daran, einem ehrlich

den Pudel, so oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde nun das Essen aufgetragen; hurtig sprang er auf den Tisch, maufete in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er habhaft werden konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offenen Fenster hinaus.

Wenn denn die Bedienten wieder hineinkamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahen: so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel kriegte Schläge.

Ein andermal, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß da war, neben dem Pudel zu Boden, und ergrif, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermals für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld: denn, dacht' er, meine Unschuld wird doch endlich einmal an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenscheine ohnweit dem Hühnerstalle.

Nicht weit von ihm hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein Paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtles Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sahe dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

„Ich will das Huhn wegnehmen, dacht' er, und in aller Stille mir gütlich damit thun; des

blummen Pudels Rücken wird es dann entgelt
ten müssen.“

Leise schlich er darauf hin, um seinen Vor-
satz auszuführen.

Aber kaum berührte er mit seinen diebischen
Pfoten das Huhn, als die Falle niederfiel, und
ihn den Rücken zerschmetterte.

Auf sein Geschrei kamen Leute herbei gelau-
fen; die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth jeder gleich von selbst auf die
Vermuthung, daß eben dieser Kater auch wohl
alle die übrigen Schelmereien verübt hätte, für
welche der unschuldige Pudel die Strafe habe
leiden müssen.

Und weil es sich wirklich nachher fand, daß
seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wie-
der geschah: so gewannen alle Leute den guten
Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was
er unverdienter Weise gelitten hatte, reichlich.

Der treue Hund.

Rinder, auch die Thiere sind erkennlich gegen
ihre Wohlthäter: wie vielmehr müssen wir es
seyn?

Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und
ergeben; doch eine Thierart mehr, als die an-
dere.

Vornämlich zeichnen sich hierin die Hunde
vor allen andern aus. Das könnt ihr aus fol-
gender traurigen Geschichte sehen.

Ein Kaufmann that einst eine Reise zu Pfer-
de, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß.
Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas

entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da jemand dem Kaufmann schuldig war.

Er empfing das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause.

Unterweges fiel der Mantelsack, worin er den Geldbeutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angechnallt gewesen.

Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon! wohl aber merkte es sein treuer Pudel.

Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte, aber er war ihm zu schwer.

Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte.

Er gebot ihm, zu schweigen: aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche: aber vergebens!

Das treue Thier fuhr fort zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalte herunter ziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte: fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehen zu geben, daß es umkehren sollte.

Der Kaufmann erschrak und glaubte, daß er toll geworden sey. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihm todt schießen zu müssen.

Lange bemühte er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; aber da alles nicht helfen wollte, ergrieff er endlich die Pistolen, zielte und drückte mit weggerandten Augen los

Der gute Pudel stürzte, erhobte sich aber wieder und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn.

Dieser konnte den Anblick nicht ertragen; gab dem Pferde die Sporn und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwohl nicht enthalten zurückzusehen, ob das arme Thier wohl schon todt sey? Aber indem er sich auf dem Pferde umdrehete, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks.

Wie ein Stein fiel's ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wohl die Ursache seyn mögte, warum der Hund so sehr gebellt habe. "Ich Grausamer! rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt.

Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sahe aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen seyn. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem er zurückgekrochen war!

Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten seyn mögte?

Aber ach! — Der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und verschied.

H e d c h e n.

Das sanfte Hedchen wollte nicht
Nach Frißens wilder Art die Knabenspiele spielen.
Er bittet, nichts! Er zürnt, sie will nicht hören!

Da hob er seinen Stab, auf den er ritt,
Halb scherzend, drohend halb empor,
Und ach! der schwere Stab
Fiel, fiel auf Hedchens Kopf!

Das arme Mädchen schrie, daß weit der Gar-
ten schol,

Und warf vor Schmerz sich weinend nieder.

Und Friß erschrak; er hub mit an zu weinen,
Und bat sie kläglich aufzustehn. —

Sie weint und steht nicht auf.

„ Ach liebe Schwester,
Da nimm den Stock und schlag mich zweimal
wieder!

Ich halt' es aus; ich hab es wohl verdient:

Steh auf: „

Mein, Friß, der Schlag thut gar zu weh,
Versezt das gute Kind, ich kann dich so nicht
schlagen!

Brückner.

Gespräch zwischen Karolinchen, ih-
rer Mutter, und Luise ihrer Be-
gleiterin.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen. Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter. Wem?

Karolinchen. Einem unartigen Jungen.

Mutter. Damit er artig würde?

Karolinchen. Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter. So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen. Nu, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören, und schelten würde.

Mutter. Und du?

Karolinchen. Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab ich dem lieben Gott wieder. Ich glaube, er wird sich recht darüber gefreut haben! (Sie hüpfst dabey.)

Mutter. Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig warest.

Karolinchen. Der Junge mag es wohl aus Noth gethan haben.

Mutter. Das denk ich auch.

Karolinchen (zu Luise.) Desto besser, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luise (zur Mutter.) Wir sind im Streit. Karoline gab ungezählt alles, was sie hatte, hin, ohne erst zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da sagte ich, das hätte sie nicht thun sollen.

Karolinchen. Wer hat nun Recht?

Mutter. Du nicht völlig, meine liebe Seele! Ei, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben Gottes Vögeln gekommen

men wäre, und du hättest kein Geld mehr gehabt!

Karolinchen. Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter. Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen. Ja — denn —

Mutter. Man muß nicht bloß für sich, sondern auch für Andere sparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geschöpf — wer kann das bezahlen? Hätte der Junge den Vogel nicht geringer lassen wollen, wärs ein Anders gewesen. — Was wars für ein Vogel?

Karolinchen. Ich habe nicht gefragt, liebe Mutter! Hast du's mich nicht gelehrt, man muß nicht nach dem Namen fragen, wenn man Gutes thut? Du hättest nur sehen sollen, der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen; aber der Junge mußte mir versprechen, daß er ihn nicht wieder haschen wollte.

Mutter. Hast gut hausgehalten. — Hier ist wieder Geld!

Karolinchen. Dank, liebste Mutter!

Mutter. Und hier noch ein Kuß! (Sie küßt sie) — Gott segne dich, mein Kind, daß du immer mitleidig und gut seyn mögest!

Aus den Lebensläufen nach aufsteigens
der Linie; abgeändert.

Die Steckenreiter.

Auf schlanken Stecken
Reiten wir her;
Wir kleinen Becken
Können nicht mehr.

Zwar auf der Erde
Reitet sichs knap;
Doch große Pferde
Werfen uns ab.

Indeß zuweilen
Wagt man sich schon;
Trägt ein Paar Beulen
Gerne davon.

Da wächst dem Knaben
Mächtig der Sinn;
Schier mögl' er traben
Meilen dahin.

Allein urplötzlich
Bäumt sich das Thier,
Erhebt entseßlich
Seiles Gewieh'r.

Dann schreit der Reiter:
Weh mir! der Kapp'!
Ich mag nicht weiter,
Helft mir herab!

Und auf die Letzte
Wird's wieder werth
Das schlechteste
Hölzerne Pferd.

So bleib's bei Stecken;
Wißt ihr, woher?
Wir kleinen Becken
Können nicht mehr!

Das Besinnen.

Über ich mag nicht ohne dich in den Garten gehn! sagte die kleine Karoline zu ihrem Bruder; und warum willst du mir denn nicht den Gefallen thun, wenn ich dich bitte?

„Darum, weil ich jetzt nicht Lust habe,“ antwortete Fritz, und warf sich auf einen Stuhl.

Das Mädchen setzte sich in die Ecke und weinte.

„Warum weinst du?“ sprach die Mutter, die eben herzu trat; „hast du etwa deinem Bruder was zuwider gethan, weil er so verdrießlich da sitzt?“

„Ich muß wohl, liebe Mutter, denn er schlägt mirs eben ab, mit mir in den Garten zu gehn.“

„Ist das wahr, Fritz,“ fragte die Mutter; hat sie dir was zuwider gethan?“

„Nein, ich bins,“ der unfreundlich gegen sie war, „antwortete Fritz, sprang auf, nahm das Mädchen bei der Hand, und sagte, „komm, Liebe, hier bin ich, wir wollen in den Garten!“

„Karoline wischte geschwind ihre Thräne ab, und fragte ihn freundlich: aber hast du denn auch Lust dazu?“

L. K.

Das Glück der Wohlthätigkeit.

Süngst, als ich in der Blumenzeit
Auf unsrer Wiese spielte,
Und jedes Thierchen hocherfreut,
Wie ich, den Frühling fühlte:

Da sah ich einen armen Greis
Am Bach im Schlummer liegen;
Sein dünnes Haar war silberweiß
Und Gram in seinen Zügen.

Schwach stützte seine dürre Hand
Die bleichen, welken Wangen;
Halb war vom löchrigten Gewand
Sein kranker Leib umhangen.

Und wenig grobes, trocknes Brod —
Vielleicht die letzte Gabe,
Die eine fromme Hand ihm bot —
Lag neben seinem Stabe.

Er seufzt' im Traume, wandte sich,
Erwachte, seufzte wieder,
Und eine heisse Thräne schlich
Von seinen Wangen nieder.

Was ist dir, rief ich, alter Mann?
Was macht dir so viel Schmerzen?
Da sah er mich bekümmert an;
Der Blick gieng mir zu Herzen.

„Ach, sprach er, Kind, von Alter schwach
Und krank durch innern Kummer,
Sank ich an diesem kühlen Bach,
Vorhin in matten Schlummer.“

„Sieh dieses Stückchen trocknes Brod.
Erstehet durch meine Thränen,
Wornach sich, ach! in großer Noth
Fünf kleine Kinder sehnen;“

„Ich bring es ihnen! großer Gott!
Von meinen schweren Sorgen
Ist dies vielleicht die letzte! todte
Lieg ich vielleicht schon Morgen.“

Er schwieg; ich sah sein leidend Herz
Auf sein Gesicht geprägt,
Und ward durch seinen Seelenschmerz
Zu gleichem Schmerz bewegt.

Ich seufzte, sann, und ungezählt
Ergrif ich aus Erbarmen
Mein ganzes kleines Taschengeld
Und gabs dem frommen Armen.

Wie froh ward, da er mich verließ,
Wie dankbar seine Miene!
Ach, schon sein stummer Dank bewies,
Wie sehr er es verdiene!

Die Wollust, Armen beizustehn,
Hatt' ich noch nie empfunden!
Und noch kein Abend war so schön,
Als dieser mir verschwunden.

Die Neue.

Mutter.

Was weinst du, Karoline? K

Karoline.

Ach, Mutter, sieh, hier hab' ich was ge-
lesen, Hier in der Bibel!

Mutter.

Und da weinst du über?
Was ist es denn? Erzähl mir's auch, mein
Kind.

Karoline.

Ach denk einmal, sie haben Jesum Christum
Gekreuzigt doch — die bösen, bösen Leute! —
Und er — ach, welch ein herzensguter Mann! —
Er besete — er besete sogar

Am Kreuz für sie! Doch höhnten sie ihn aus,
 Ach, Gott! den lieben Mann, den Allerbesten!
 „O Vater, betet er noch, eh er stirbt,
 Vergieb es ihnen, denn sie wissen nicht —
 Nicht, was sie thun!“

Mutter.

Gefällt dir das so sehr,
 Daß Christus noch für seine Feinde betet?

Karoline.

Ach ja! Wie muß wohl Gott der Vater
 Darüber sich gefreuet haben! — Und ich glaube;
 Er hats den Leuten wirklich auch vergeben.

Mutter.

Nun denk einmal, mein Kind, du zürnest
 So sehr auf Karl, als er am Spielzeug was zer-
 gestern
 brochen;
 Ist das denn nun wohl recht?

Beschämt steht da das Kind,
 Deckt schnell ihr Angesicht mit beiden Händen,
 Drückt an die Mutter sich, und weinet bitterlich.

Brüfner.

Fritzchens Abendgedanken.

Der Tag ist weg; und seht, die Augenlieder
 Sind matt, und fallen zu.
 Der schöne Tag! — Doch morgen kömmt er wieder;
 Ich geh indes zur Ruh.

Gespielet hab' ich heut, gelacht, gesprungen;
 Gewiß, das freut mich sehr!

Doch ist mirs auch im Lernen wohl gelungen
 Und das, das freut mich mehr.

Ich habe meinen Eltern viel Vergnügen
 Mit meinem Fleiß gemacht;
 O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen,
 Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen guten Kindern träumen,
 Die schon im Himmel sind,
 Und spielen unter schönen Aepfelbäumen:
 Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! laß mich vor allen Dingen
 Hinauf gen Himmel sehn,
 Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
 Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott, hast alles das gegeben,
 Was mich so sehr erfreut,
 Gesundheit, Eltern, Lehrer, und daneben
 Die liebe Sommerzeit;

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
 Mein liebes Blumenbeet,
 Mein allerliebstes kleines Haus von Tauben,
 Und all mein Spielgeräth!

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
 Und Zeit zum Fleiß und Spiel,
 Und dies vergnügte süße, süße Leben,
 Und noch so tausend viel!

O lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
 O sey mir ferner gut!
 Du Gütiger! nochmal: ich danke, danke!
 Sey mir doch ferner gut!

Gieb, daß ich dich, und meine Eltern liebe,
 Und gerne folgsam sey,
 Und immer mich in allem Guten übe;
 Und steh mir immer bei!

Ach was erfleht man nicht von dir für Gaben!
 O Gott, ich faß es kaum!
 Laß alle Theil an deinem Segen haben!
 Und — komm nun; schöner Traum!

Überbeck.

Das Kind und die Hofmeisterin.

Erst das Kind allein zu ihrer Puppe.

So, Mamsel? Sie wollen mich nicht hören?
 Sie wollen den Kopf immer schief halten? War-
 ten Sie nur, ich werde böse werden; noch viel
 böser, als meine Hofmeisterin gestern war, als
 ich den Hund schlug.

Hofmeisterin, die im Hineinkommen hört,
 was sie sagt.

Siehst ja sehr ernsthaft aus, meine Liebe;
 hat die Puppe dir was nicht recht gemacht?

Kind. Ja, sie will den Kopf nicht gerade
 halten!

Hofmeisterin. Nun, da konntest du freilich
 nicht freundlich bleiben; aber sprachest du nicht
 von Bösewerden?

Kind. Bösewerden? — Nun ich — Aber
 haben Sie denn gehört, was ich zu ihr sagte?

Hofmeisterin. Geseht, ich hätte nichts ge-
 hört, und verlangte nun zu wissen, was du dei-
 ner Puppe sagtest? Würdest du mir wohl etwas
 verschweigen wollen?

Kind. O si! da wär' ich ja ein böses Kind!
 Die guten Kinder müssen ja nichts verschweigen,
 wenn ihre Eltern oder ihre Borgesehten sie fragen.

Sofmeisterin. Recht, Liebe! Komm, un-
arme mich, und dann sage mir doch, was du
alles mit deiner Puppe sprachst?

Kind. O, sie wollte den Kopf nicht gerade
halten, und da sagt ich ihr: wenn sie's nicht thä-
te, so wollt' ich böse werden, noch viel böser,
als meine Sofmeisterin geworden wäre, da ich
den Hund geschlagen hatte.

Sofmeisterin. Du meinst also, ich wäre
gestern böse gewesen?

Kind. Ja, Sie sahen ja gar nicht so aus,
als sonst; ich meinte sie sähen zornig aus.

Sofmeisterin. Nicht zornig, mein Kind;
aber traurig, bekümmert war ich wirklich. Denn
erstlich that es mir weh, daß du dem armen Hun-
de Schmerzen machtest, und dann besorgt' ich
auch, daß er dich endlich beißen würde, wenn
du fortführest, so unfreundlich mit ihm umzu-
gehen. Ich warnte dich also, und da du mich
nicht gleich verstandest, dachte ich gar, daß du
ein ungehorsames Kind geworden wärest, und
darüber wurde ich so betrübt, daß mir die Thrä-
nen in die Augen trafen. Da hast du nun ge-
meint, ich wäre zornig geworden! — Zornig?
Pfui! da hätte ich ja eben so übel gehandelt,
als du, da du auf den Hund böse warst!

Kind. Aber sind Sie denn auch nun nicht
böse, daß ich so zu meiner Puppe gesagt habe?

Sofmeisterin. Eben so wenig, mein Kind;
ich freue mich vielmehr, daß mir das Gelegen-
heit gegeben hat, dir einen Irrthum zu beneh-
men. Ist dir das nicht auch lieb?

Kind. O ja, — aber —

Sofmeisterin. Nun?

Kind. Ja, wenn Sie doch niemals wieder
unzufrieden mit mir würden?

Hofmeisterin. Ich wünsche selbst recht sehr, daß ich niemals wieder Ursache dazu haben möge: denn es thut mir immer weh, wenn ich es seyn muß. — Es gehört nur eine kleine Abrede dazu.

Kind. Welche denn?

Hofmeisterin. Daß du künftig gleich aufs erste Wort, welches ich dir sage, um dich von etwas Schlechten abzuhalten, sogleich hörst; dann kannst du gewiß versichert seyn —

Kind. Daß Sie nie wieder unzufrieden mit mir seyn werden?

Hofmeisterin. Ganz gewiß nicht; da hast du meine Hand! Aber du mußt auch die Bedingung dieses Versprechens erfüllen!

Kind (hüpfend.) Ja, ja, das will ich, das will ich!

* * * * *

Das Kind hielt Wort. So oft es künftig etwas thun wollte, welches nicht hübsch war, so brauchte die Hofmeisterin ihr nur einen Wink mit dem Auge zu geben; gleich unterließ sie es! War aber die Hofmeisterin eben nicht bei der Hand: so that sie nichts, wovon sie nicht ganz gewiß wußte, daß es gut sey.

Daher hatte denn die Hofmeisterin auch niemals wieder Ursache unzufrieden zu seyn, und beide lebten also hernach immer in herzlichster Freundschaft und im beständigen Vergnügen.

L. K.

D i e

brüderliche und schwesterliche Liebe.

Bruder.

Sieh, Schwesterchen, wie sich die Täubchen
lieben!

Sie folgen stets einander Schritt vor Schritt;
Was dies betrübt, scheint jenes zu betrüben,
Wenn eins sich freut, freut sich das andre mit.
Dies müssen wohl Geschwister seyn,
Denn ihre Lieb' ist ungemeyn.

Schwester.

Sie find's gewiß! Denn lieben wir uns beide
Nicht eben so? Du weißt, was du mir bist;
Wo du nicht bist, da hab ich keine Freude,
Mein Glück ist da, wo Bruder Fränzchen ist.
So zärtlich, süß, so treu und rein
Soll immer unsre Liebe seyn.

Beide.

Ja, laß uns stets von dieser Freundschaft
brennen,

Gefällig, treu, einträchtig, zärtlich seyn!
Nie müsse Neid, nie Eigennuß uns trennen;
Ein jedes Glück, das kommt, sey mein und dein!
Wo Herzen in Verbindung stehn,
Da ist erst Blutsverwandtschaft schön!

Weiße.

Der junge Reisende.

Der junge Schnelfuß, der große Lust zu reisen hatte, gab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemals Zeit lassen, dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn st. is, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeister bat ihn, er mögte sich doch etwas verweilen; er würde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern blos von einem Ort zum andern gestögen seyn.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußt' er von allen Dörfern, die er durchlaufen war weiter nichts, als den bloßen Namen derselben, zu sagen.

Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich entschließen dieselbe Reise noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es immer auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen jetzt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen.

Wer was rechts lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt, genau zu achten, und nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefast hat.

An ein kleines Mädchen.

Tanze, liebe Kleine, hüpf
 Durch dies Leben froh und frey;
 Und des Lebens Kummer schlüpf
 Trautchen, leicht bei dir vorbei.

Fühle jede reine Freude,
 Desne deine kleine Brust
 Jeder Wonn' im Rosenkleide,
 Jeder frommen Jugendlust!

Brich, o Klein', in deinem Lenze
 Blümchen dir bei jedem Schritt!
 Pflücke, binde sie und kränze
 Deine kleine Stirn damit.

Denn nicht immer wirst du spielen;
 Ach, dein Frühling fährt dahin!
 Noch ist's Zeit, ihn ganz zu fühlen:
 Fühl' ihn, kleine Spielerin!

Schink.

Der übereilte Bau.

Einem erwachsenen Manne, der in seiner Jugend eben so, wie der junge Schnelfuß, sich verwöhnt hatte, gieng es nicht besser.

Er verlangte einst von einem Baumeister, daß er ihm ein Haus von drey Stockwerken bauen sollte.

Indeß nun dieser beschäftigt war, den Grund zu dem ersten Stockwerk zu legen, trieb ihn schon der Bauherr an, daß er das zweite fertig machen sollte.

Der Baumeister hat, er mögte sich doch so lange gedulden, bis er erst einen festen Grund dazu gemacht hätte: aber er ließ ihm keinen Frieden, bis er seinen Willen erfüllte und das zweite Stockwerk aufrichtete, ohne vorher mit dem ersten fertig geworden zu seyn.

Kaum waren die Ecksteine des zweiten Stockes aufgerichtet: so mußte er schon am dritten arbeiten, weil der Mann vor Begierde brannte, sein Haus vollendet zu sehen. Aber was geschah?

Ehe noch das Oberste von dem Hause fertig werden konnte, stürzte schon das ganze Gebäude wieder ein, weil es nicht ordentlich und eins nach dem andern aufgeführt war.

Da mußte man denn von vorne wieder anfangen.

L. K.

Fritzchens Lob des Landlebens.

Nüchmt immer eure große Stadt
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.

Hier muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Dort konnt' ich frey und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.

Am frühen Morgen konnt ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu finden, schlüpfen.

Wenn

Wenn ich ein Köschen offen sah,
 Wie pflegt ich dann zu springen,
 Und es mit Freuden der Mama
 Zum Morgengruß zu bringen!

Sie nahm es freundlich, küßte mich
 Für meine kleine Mühe,
 Und sah mich an, und freute sich,
 Daß ich nicht minder blühe.

Da gieng ich immer Hand in Hand
 Mit meiner Schwester Käthen;
 Der gleichet doch im weiten Land
 Und in der Stadt kein Mädchen.

Sanft, wie ein Maien tag ist sie,
 Geschäftig, wie ein Bienchen;
 Mit ihr speißt' ich des Morgens früh
 Im Hühnerhof die Hühnchen.

Ein Lämmchen, weisser als der Schnee
 Folgt ihr am rothen Bändchen,
 Wohin sie gieng, und aß den Klee
 Aus ihrem weissen Händchen.

Die Blumen wuchsen schöner, die
 Mir unser Gärtner schenkte,
 Wenn die geliebte Schwester sie
 An meiner Seite tränkete.

Ans kleine Schmerlenufer gieng,
 Sie oft mit mir zum Fischen,
 Und ließ, wenn ich ein Fischchen steng,
 Mitleidig es entwischen.

Da zürnt ich manchesmal mit ihr,
 Doch war es gleich vorüber,
 Und nach dem Schmollen hatten wir
 Einander desto lieber.

Nun muß ich, wie ein Vögelein,
 Getrennt von seinen Lieben,
 Im goldnen Käfig eingesperrt,
 Mich Tag und Nacht betrüben.

O dürst' ich, liebes Dörschen, dich
 Nur einmal wieder sehen;
 Gewiß die Städter sollten mich
 So bald nicht wieder sehen.

L 1.

Der Thau auf Rosenblättern.

Sieh doch, Kleiner, diese Perle,
 O wie hel und rein
 Glänzt sie auf dem Purpurblätchen
 Hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
 Diese Rose sah,
 Ach! da hingen große Tropfen
 Trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
 Aber sieh! wie jezt
 Jener Morgensonne Schimmer
 Sie so kosend lezt!

Oft wird heut ein Sturm des Leides
 Aber dich ergehn;
 Ach! dann werden frühe Thränen
 Dir im Auge stehn.

Aber Morgen, frommer Knabe,
 Morgen, — freue dich!
 Drängen Freudenthränen wieder
 Aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose:
 Sey ihr gleich; sey gut!
 Jugend nur schenkt wahre Freuden
 Und im Unglück Muth.

Kräusenef.

Das gute Mädchen.

Von Kranon in Frankreich wurde neulich folgende angenehme Geschichte gemeldet.

Der Herr dieses Orts, der gewiß ein guter Mann ist, weil er gute Leute lieb hat, thut alles, was er kann, um seine Leute auch gut zu machen.

Er giebt deswegen alle Jahr 200 Thaler aus seiner Tasche, und die giebt er halb dem Manne, oder dem Burschen, halb aber der Frau oder der Jungfer, die sich am besten aufgeführt haben.

Er giebt ihnen dies Geld öffentlich in der Kirche, und daselbst werden auch ihre Namen öffentlich genannt, und die guten Handlungen erzählt, wodurch sie sich der Belohnung werth gemacht haben.

Diejenigen, welche dies Jahr so belohnt wurden, waren ein alter Mann und eine Jungfer.

Der alte Mann wurde für gut gehalten, weil er 78 Jahr gelebt hatte, und niemand war, der ihm etwas Uebels nachsagen konnte; jedermann aber gestehen mußte: „daß er von Jugend an fleißig gearbeitet habe; daß er immer dienstfertig und freundlich gegen jedermann gewesen sey, und daß er sechs Kinder erzogen habe, mit welchen alle Menschen zufrieden wären; und dann auch darum, weil er eine alte 80jährige Ehefrau hatte, die lange schon blind war, der

er mit vieler Beschwerde warten mußte, und der er dennoch gern wartete, ohne jemals dabei zu murren und mit ihr oder mit seinem Schicksale unzufrieden zu seyn.

Die Jungfer aber war ein Mädchen, das wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir das erzählen, was der Pfarrer von ihr versichert. Dieser sagt:

„Da ich der Jungfer melden sollte, daß sie unter den Frauensleuten diejenige sey, der für dieses Jahr der Preis zuerkannt wäre: so fand ich sie beschäftigt, das Brusttuch ihres kränklichen Vaters zu flicken; und da ich ihr sagte: — künftigen Sonntag würde ich ihr den Kranz aufsetzen und sie im Namen des Herrn öffentlich beschenken, weil ihre Tugend bekannt geworden wäre; so antwortete sie: „das verdiene ich nicht!“

Und ich erwiederte: so verdient es ihre Tugend.

Sie sahe mir aber mit großen Augen ins Gesicht und sagte: „ich weiß von keiner Tugend!“

Wie? sprach ich also, ist etwa, daß wir in der Person uns irren? Ist sie es nicht, die schon in ihrem eilften Jahre zu fremden Leuten dienen gieng?

Ja, sprach sie, denn ich wollte meinen armen Eltern nicht ihr bißchen Brod vor dem Munde wegnehmen, sondern mir selbst das Meinige verdienen.

Ich fragte also weiter: ist ihre Herrschaft nicht jedesmal mit ihr zufrieden gewesen?

Und sie erwiederte: ich that alles, so gut ich konnte: und weiter bekümmerte ich mich um nichts!

Nicht wahr, fragte ich da ferner, schon in ihrem 15ten Jahre ist sie wieder zurückgekommen,

und bis hieher in ihres Vaters Hause geblieben?

Sie antwortete hierauf: ja, das bin ich. Meine Mutter wurde damals krank, da mußte sie Pflege haben; und nun nach ihrem Tode auch mein alter kranker Vater.

Sie hat also wohl, fuhr ich fort, mit ihrer Hände Arbeit Ihren abgelebten Vater und auch ihre kleine Schwester hier ernährt?

Und sie versetzte: so viel ich konnte, hab ich gethan; und das wäre ja auch abscheulich, wenn das einer nicht thun wollte! Er ist ja mein Vater, er hat ja mich erzogen, und das kann er nun nicht mehr bei meiner Schwester thun!

Ich sah nun wohl, daß hier kein Irrthum war, und sagte also: habe sie guten Muth, liebe Jungfer, sie wird nun bald weniger Plage haben.

Hundert Thaler wird sie bekommen, und da wird sich bald ein guter Mann finden, der sie zur Frau nimmt und sie versorget. — Sie antwortete: das hat denn gewiß noch eine Weile Zeit! Denn bin ich gleich 21 Jahr schon alt; so ist doch diese meine Schwester nur noch klein, und kann die wohl sich und unsern Vater nähren?

Dies ist, was der Pfarrer von diesem guten Mädchen erzählt; und daraus siehet man denn wohl, wen unser Herr und unsere Leute hier für gut zu halten pflegen.

K.

Bruder und Schwester.

Bruder.

Sieh Schwesterchen, den schönen Apfel hier,
O komm, und isß ihn doch mit mir!

Schwester.

Ja, Brüderchen; allein was geb' ich dir
dafür?

Bruder.

Mir? Nichts! Denn aß' ich ihn allein,
So würd' er mich nicht sehr erfreun,
Und wär' er auch noch zweimal grösser.
Theil ich ihn aber hübsch mit dir:
Dann, Beste, o dann schmecket mir
Die Hälfte wohl noch zehnmal besser!

Weise.

Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern:
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanz' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu,
Und sagte, Datteln pflanzest du?
O Kind! da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Larl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und rümpfte das Gesicht.

Ei, sprach er endlich zum Pava,
 Das Warten soll mich nicht verdrießen,
 Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
 So kann ich ja dereinst als Greis,
 Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Pfeffel.

Der possierliche Affenfang.

Am Oronoko-Fluß in Amerika bedient man sich eines sonderbaren Mittels, die Affen zu fangen. Hier ist eine Beschreibung davon.

Die Affen finden alle einen sonderlichen Geschmack an dem indianischen Korn, welches Mais genannt wird.

Davon thut man nun etwas in ein Gefäß, welches einen langen zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man denn unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon.

Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals, und nimmt eine Handvoll Mais vom Boden auf.

Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen; und sie aufzumachen und den Mais, dessen er sich einmal bemächtigt hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste, was es wolle.

Er fängt also ein klägliches Geschrey an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ohnge-

achtet es lediglich nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen.

Aber seine Begierde nach dem Maiz ist so groß, daß er sich lieber tödten, als seine Beute fahren läßt.

Die Jäger versichern, niemals erlebt zu haben, daß auch nur ein Einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch die Flucht zu retten.

Diese sonderbare Thorheit der Affen hat zu folgendem erdichtetem Gespräche Anlaß gegeben:

Ein Sklav und der Affe.

Sklav.
Mich zu erwarten? O des Thoren!

Affe.
 Was willst du denn?

Sklav.
 Dich tödten will ich!

Affe.
 Mich? Um eine Handvoll Maiz?

Si! Bruder Mensch, stinkst ja von Geiz!

Sklav.
 S'ist nicht für mich; bin nur statt meines Herren hier.

Affe.
 So ist dein Herr ein wildes Thier,
 Und du, sein Sklav, bist eine feige Memme!

Sklav.
 Warf, Unthier! —

Affe.
 Muß ja wohl; bin leider! in der Klemme.
 Besteh nur, daß es schimpflich sey,

Aus bloßem Zwang, als Sklav zu handeln.
Bin nur ein Aff, doch bin ich frei!

Sklav.

Das wäre! — Sey's denn Aff; magst diesmal
wandeln,

Wohin du willst. Fort, fort, nur säume nicht!

Affe.

Ach, siehst ja wohl, woran's gebricht!

Sklav.

Mach auf die Hand!

Affe.

Da würd' ich ja den schönen Maiß verlieren!
Das kann ich nicht;

Sklav.

So giebts der Sklaven denn auch unter Thieren!
Ein Bißchen Maiß ist dein Tyrann,

Der Meinige ein weiser Mann.

Stirb, Sklav! Muß meines Herren Willen,
Wie du des deinigen erfüllen. C.

Geschichte dreier braver Männer.

I. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hofnung
unten in Afrika lag ein Schiff vor Anker, wel-
ches nach Batavia in Ostindien segeln wollte.

Es wartete auf guten Wind; aber plötzlich
entstand der heftigste Sturm.

Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte
in einem fort; zerbrach die Masten, zerriß die
Segel und die Ankerseile; hob das Schiff bald
hoch in die Luft, und schmiß es bald wieder in
den tiefsten Abgrung hinunter.

Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen.

Das sahen die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag.

Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebenzig Jahren.

Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, schmeißt sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her, „Menschen, laßt uns Menschen retten!“

Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hilfe zu.

„Zwei von euch, sagt er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüberhelfen; dann komme ich wieder und holte noch Mehrere.“

Siligst hengen zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch.

Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuem in das brausende Meer; ruft abermals zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab; kommt abermals glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beteten ihn beinahe an; aber seine Anverwandte, und seine Freunde beschwörten ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuem auszusetzen.

Aber da war kein Halten.

Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf diejenigen, die noch in Gefahr waren; reißt sich abermals los, schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und russte dort wiederum wie zuvor.

Unglücklicher Weise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein dritter herab; ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — o Jammer! auch den frestlichen Woltemade! R.

2. Boussard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden.

Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen 10 Personen noch schrecklicher.

Ein Lootsmann versuchte zu vier verschiedenen malen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Haven zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal unverrichteter Sache wieder zurück getrieben ward.

Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben.

Aber plötzlich trat ein großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte.

Boussard ist sein Name: und sein Stand?
— Er ist nur ein armer Lootsmann.

Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahen, machte den braven Boussard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwam auch glücklichhin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen.

Boussard ließ sich durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und ward immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war schon nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Boussard warf sich von neuem ins Wasser. Plötzlich ward er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann; kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Ketter ihn nicht ergriffen hätte.

Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinauf zu werfen.

Durch Hilfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Bouffard raste seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmal in See, um, wo möglich, auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten.

Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand.

3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird.

Diese Etsch war neulich im Winter zugefroren.

Ein plöglich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen.

Die Gewalt des Grundeises riß eine der Brücken an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen derselben that noch einen Widerstand.

Auf demselben ruhte ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand.

Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung steheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Indes sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverink war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor; den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde.

Aber es fand sich keiner: denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war; schien Allen zu groß und zu schrecklich zu seyn.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landman, dem wohl niemand so viel Edelmutz zugekrauet hätte.

Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet; hin zu dem einstürzenden Bogen.

Die schön von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile herab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer.

Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer.

Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erreker die verheißene Belohnung dar: aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen.

„Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab' und Gut verloren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten.“

Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben.

Der Mann und das Vögelein.

Eine Fabel.

Ein Vogler fing ein Vögelein;
Das sprach zum Vogler: sieh wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz' ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich auch ein schönes Sprüchlein lehren.

Wohlan! laß sehn, versetzt der Mann,
Was mich ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der:

„Ein weiser Mann
Zwar auch zuweilen irren kann;
Allein er nimmt doch den Verstand
Bei allen Dingen erst zur Hand,

“Und grämet sich zu keiner Frist
 “Um etwas, das nicht möglich ist.“

Ein schöner Spruch, versetzt der Mann,
 Den jedes Kind mir geben kann! —
 Doch sey's! Fort! Ich entlasse dich.

Das Vögelein, so bald es sich
 Auf einen nahen Baum gesezet,
 Denkt, laß doch sehen, ob der Mann,
 Der meinen Spruch so wenig schäzet,
 Nun auch die Probe halten kann!

O! fängt es zu dem Vogler an,
 O seht ihn doch den dummen Mann,
 Den gar ein Zeisig äffen kann!
 Denn wisse nur, mein Leib enthält
 Das größte Kleinod von der Welt,
 Den herrlichsten Karfunkelstein.
 Zwei Sonnen Goldes wären dein,
 Die hast du mit mir fliegen lassen: —

Weg fliegt darauf das Vögelein;
 Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

C. S. Nicolai.

Drey junge Reisende.

Drei Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 390 Rthlr. erspart.

Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubniß dazu.

Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden.

Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftigt, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte.

Die edlen Jünglinge blieben keine müßige Zuschauer dabei.

Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht.

Man dankte ihnen für ihre Hilfeleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, giengen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Rthlr, welche sie verreisen wollten.

„Verwenden sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrannten.“

„Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und das ist nun geschehen.“

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen; kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute und aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

C.

Gartengespräch.

P e r s o n e n.

Herr Treuman, Hofmeister.

Graf Karl, sieben Jahr alt.

Hanns, eines Tagelöhners Sohn von 12 Jahren.

Graf Heinrich, acht Jahr alt.

Dicks, ein Fischer.

Graf Karl:

Wie der Junge da (auf Hanns zeigend), im Kothe wu,lt! Sehen Sie mal, Herr Treuman, wie schmutzig er aussieht! Fi! Es eckelt einen davor!

Treuman. Ja, das ist wahr; warum mag er das thun?

Graf Karl. J, er gräbt das Spargelbeef um, und sucht das Unkraut heraus.

Treuman. Aber wozu das?

Karl. Damit der Spargel desto besser wachsen könne.

Treuman. So? — Also thut er es ja wohl für uns?

Graf Karl. Freilich; er selbst wird sich auf dem Spargel die Zähne nicht ausbeissen.

Treuman. (Steht still, und sieht ihm liebe-
reich zu.)

Der gute Junge! Wie sauer er's sich werden läßt! Sehen Sie, mit seiner schmutzigen Hand wischt er sich den Schweiß ab; mich wundert, daß er nicht davon läuft.

Graf Karl. O das darf er nicht!

Treuman. Nicht? Und warum nicht?

Graf Karl. Wissen Sie nicht, er ist ja des großen Peters, des Tagelöhners, sein Sohn, der dort hinter der Scheune wohnt.

Treuman. So? des tüchtigen Mannes, der in der Erndte immer so fleißig war, und so lustig?

Graf Karl. Ja, ja recht; und der mit noch aus seinem Krüge zu trinken geben wollte.

Treuman. Der gutherzige Mensch! Und hatt' es doch selbst so nöthig, weil's so warm war!

Graf Karl. Aber wer wollte auch aus seinem Krüge getrunken haben? Fi! Die gemeinen Leute sind einem auch zuweilen recht beschwerlich. Der grobe Fischer, der Diebs, will mir auch immer die Hand geben, und die ist doch so häßlich!

Treuman. Freilich, die Haut an seinen Händen ist von Arbeiten sehr dick geworden; und seine Lebensart hat er gar nicht gelernt. — Was meinen Sie, wenn Ihr Herr Vater alle diese Leute von seinem Gute jagte, und lauter feine Leute an ihrer Stelle setzte?

Graf Karl. O das wäre scharmant!

Treuman. Das wären denn doch Leute, die wir besuchen, mit denen wir spazieren gehen könnten! Sie wären wohl gekleidet, hätten weiche Hände, und wären also nicht so eckelhaft als diese.

Graf Karl. O ja! O ja!

Treuman. Aber — eins fällt mir noch ein!

Graf Karl. Was denn?

Treuman. Ich denke, wer denn wohl diesen Sommer das Korn mähen und einfahren sollte? Denn die Leute mit den hübschen Kleidern und den feinen Händen, die können das doch nicht!

Graf Karl. O das Korn das wollten wir wohl kaufen!

Treuman. So? — Aber das Geld dazu, wo käme denn das her? Denn sie wissen ja, daß der Verwalter ihrem Herrn Vater immer einen großen Beutel voll zu bringen pflegt, wenn er das Korn verkauft hat.

Graf Karl. Ja, das ist wahr.

Treuman. Und denn der schmutzige Fischer, wenn er die Karpfen zu Markte gefahren hat, bringt der nicht auch Geld zurück?

Graf Karl. Ja, das thut er.

Treuman. Und vollends der andere schmutzige Mann, der immer im Kuhstalle ist, und immer so nach Kuhmist riecht; nicht wahr, wenn der so die Sonnen voll gelber Butter abgeliefert hat, das giebt auch Geld?

Graf Karl. Ja!

Treuman. Und was würden wir anfangen, wenn wir kein Geld hätten? Wir müßten entweder umkommen, oder betteln gehn. Wem haben wir es nun zu verdanken, daß wir das nicht nöthig haben? Nicht wahr, denen die uns das Geld verdienen?

Graf Karl. Ja!

Treuman. Also den schmutzigen Knechten und Tagelöhnern, dem Viehmäster und dem Fischer mit den harten Händen und der unreinlichen Kleidung. Oder könnten die feinen Leute, wenn wir sie an die Stelle von diesen setzten, uns wohl eben so viel verdienen, als sie? Könnten sie eben so arbeiten?

Graf Karl. Ach! nein; das könnten sie nicht.

Treuman. Ganz gewiß nicht; denn das wissen Sie wohl, wenn Sie so einen Spaten voll Erde aufheben wollen, als der Hanns dort, so

wird's Ihnen bald zu sauer; und als neulich Ihr Bruder Heinrich nur dreimal den Dreschflegel aufhob, wie schwizte er da nicht über und über!

Graf Karl. Ja, ja, das ist wahr; und ich begreife nicht, wie die gemeinen Leute es so den ganzen Tag aushalten können!

Treuman. Es wird ihnen freilich auch sauer, und deswegen müssen wir ihnen Gutes dafür thun; aber doch lange nicht so sauer, als es uns werden würde? weil ihre Glieder durch Arbeit gestärkt sind, und weil auch ihre Speisen darnach sind.

Graf Karl. Ha! so dickes gelbes Speß und so schwarzes Brod!

Treuman. Ja; aber dazu denn auch so guten Apetit, der da macht, daß ihnen dies besser schmeckt, als wenn sie von unsern Pasteten essen sollten.

Graf Karl. O warum nicht gar!

Treuman. Nun, das wollen wir bald hören! unser Hanns da soll den Ausspruch thun. (Sie kommen den Weg wieder zurück, und Hanns arbeitet). Guten Tag, Hanns.

Hanns. (Sieht auf und fährt denn fort zu arbeiten). Großen Dank!

Treuman. Du hast es wohl recht sauer; nicht wahr, Hanns?

Hanns. (Lacht, indem er Treuman ansieht). Sauer? — Na, das is nit sauer. (Er arbeitet fort.)

Treuman. Nicht? — Aber mögtest du nicht lieber in Graf Karls seiner Stelle seyn, und so im Garten herumspazieren.

Hanns. (Ohne aufzusehen.) O beileibe nit!

Treuman. Auch nicht, wenn du dann so schöne Kleider tragen könntest, als der kleine Graf?

Sanns. Na; was soll i damit?

Karl. (Sachte zu Treuman.) Wie einfältig er ist!

Treuman. Du solltest dich damit an des Grafen Tisch setzen und mit ihm essen; das würde dir doch gewiß besser schmecken, wie dein trocknes Brod und dein Spek da?

Sanns. (Zimmer arbeitend). Besser! D ja nit!

Karl. (Ubermals sachte). Wie dumm!

Treuman. Du solltest denn auch gar nicht arbeiten.

Sanns. Nit? was soll i denn?

Treuman. Nun, du sollst weiter nichts thun, als was du den Grafen und andere seine Leute thun siehst. (Hans lacht zwischen den Zähnen). Wie? Das möchtest du nicht?

Sanns. Na; — i mag kain vornäma Mensch seyn.

Karl. (Indem er seine Uhr herauszieht). Auch nicht, wenn du eine so schöne Uhr kriegen könntest?

Sanns. (Indem er sie ansieht). Was soll i mit so an Ding?

Karl. Sehen, was es an der Zeit ist!

Sanns. Wann i das wissen will, so guck i vor main Vaders Thür naus, und schau nach der Sunn, so weiß i nachar a.

Treuman. (Indem er sieht, daß Karl betroffen da steht). So wüßtest du also gar nichts, das dir in des Grafen Hause besser gefiele, als in deines Vaters Hause?

Sanns. D ja nit,

Treuman. Und willst also lieber immerfort Hanns bleiben?

Hanns. Ja gewiß!

Treuman. Und das sagt dein Vater auch?

Hanns. Ja freili; der sagt, arme Mensch, der a braver Kerl is, fleißi arbat, und Gott fürcht, is besa als a Köni, ders Herz auf da unrichten Seiten tragt.

Treuman. Recht so, Hanns; das bleib du denn auch in Gottes Namen. (Er geht mit dem Grafen weiter). Sehen Sie, lieber Karl, wie zufrieden und wie gut diese armen Leute sind. Sagt ichs Ihnen nicht, daß er sein schwarzes Brod mit Spek nicht gegen unsere Pasteten vertauschen würde? (Sie sehen sich noch einmal um nach Hans, der eben sein dickes Stück Brod von der Erde aufnimmt, und anfängt zu essen). Sehen Sie, wie's ihm schmeckt!

Hanns. (Der auf ein Geschrei, das er hört, auf einmal fortläuft). Töf! di soll da Henka holln! (Er sieht nämlich durch die Pforte, daß der grosse Kettenhund den ältern Grafen Seinrich, der ihn zerret, mit seinen Pfoten fest umschlungen hält; er springt hin, hält ihm sein Stück Brod und Spek vor, und der Hund läßt den Grafen los). Hat er'm was than?

Graf Seinrich. O nein, o nein; nur still, daß es niemand sieht!

Treuman. (Hinzutretend). Und warum nicht, lieber Graf? — Wenigstens seyn Sie froh, daß Hanns es diesmal sahe; denn unter vielen hätte Ihnen keiner so gute Dienste leisten können, als der mit seinem Brod und Spek. Dank dir, guter Junge!

Hanns. (Indem er wieder zur Arbeit geht). O dafür gar nit! — a andermal laß ern Hund ungschoren!

Graf Heinrich. Hast Recht, Hanns; hast Recht! (Er schüttelt sich die Kleider ab).

Graf Karl. (der ihn umarmt). Hast doch wirklich nichts gekriegt, lieber Heinrich?

Graf Heinrich. Nein, nein, sey nur ruhig und thu mir's nicht nach. Herr Treuman, ich bin gleich wieder bei Ihnen; ich will nur noch ein Wörtchen mit Hanns sprechen. (Er geht ihm nach in den Garten).

Treuman. (Der mit dem Kleinen auf dem Hofplazze stehen bleibt.)

Was sagen Sie nun, mein Lieber, von unserm Hanns? Scheint er Ihnen noch so einfältig und so garstig, daß man ihn nicht ohne Eckel ansehen kann?

Graf Karl. Ach nein; ich bin ihm jetzt recht gut.

Treuman. Nun, das verdient er auch, und mit ihm alle Landleute überhaupt, die gemeiniglich eben so, wie unser Hanns, unermüdet in ihrer Arbeit, zufrieden mit ihrem Schicksale, gutherzig und hilfsreich sind, so oft sie Gelegenheit dazu haben. Die guten Leute! Arbeiten sie nicht alle mehr für uns, als für sich selbst?

Graf Karl. Ach ja, das ist wahr!

Treuman. Und sollten wir ihnen dafür nicht gut seyn, ihnen ihre Mühseligkeiten nicht zu erleichtern suchen, und Gott danken, daß er uns solche Gehilfen zugesellt hat, die das für uns thun, was wir selbst nicht thun können? — Gewiß, wer einen Bauer verachten, oder ihm gar übel begegnen könnte, das müßte ein eben so dummer, als boshafter Mensch seyn; dumm, weil er nicht wüßte, wie nützlich und ehrwürdig dieser Stand ist, und boshaft, weil er sich an seinem eigenen Wohlthäter vergriffe. Oder ist das

nicht unser Wohlthäter, der uns Gutes thut?
Und thun diese braven arbeitsamen Leute uns
nicht täglich viel Gutes durch ihre Arbeit?

Graf Karl. Ja, das ist gewiß wahr. Nun
will ich sie künftig auch recht lieb haben. (In-
dem er den Fischer auf den Hof kommen sieht,
läuft er auf ihn zu, und reicht ihm die Hand.)
Guten Tag, Dieks, guten Tag!

Dieks, der Fischer. I gueten Tag, lieba
junga Herr Graf! I gueten Tag, lieba junga Herr
Graf! — (Graf Karl führt ihn an der Hand zum
Hofmeister.) E. K.

Aesop.

Aesop gieng einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wanderer kommt, der grüßet ihn,
Und fragt; „Wie lange, Freund, hab ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem
sehen?“

Geh! spricht Aesop. —

„Und er, das weiß ich wohl,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen
In wie viel Stunden?“ —

Nun so geh! —

„Ich sehe wohl“
Brumt hier der Fremde, „dieser Kerl ist toll;
Ich werde nichts von ihm erfragen;“
Und dreht sich um und geht.

Se! ruft Aesop, ein Wort?
Zwei Stunden nur, so bist du dort.

Der Wanderer bleibt verwundernd stehen;]
Ei, ruft er, und wie weißt du's nun?]

Und wie, versetzt Aesop, konnt ich den Aues-
 spruch thun,
 Bevor ich deinen Gang gesehen?

C. S. Nicolai.

Geschichte zweier treuen Freunde.

Bergleb und Löwenach, zwei vertraute Freunds-
 de, giengen auf Reisen, um allerlei zu lernen,
 was sie klüger und besser machen könnte.

Sie kamen endlich auch nach Mequinez,
 welches die Residenzstadt des Kaisers von Mar-
 rokko ist.

Sie hatten sich vorgenommen, von da aus
 noch weiter ins Land zu reisen, und diejenigen
 Gegenden von Afrika zu besuchen, wohin die
 Europäer bis jetzt noch nicht gekommen sind.

Aber Löwenach wurde etwas kränklich, und
 sahe sich dadurch genöthiget, in der Stadt zurück-
 zubleiben, indes sein Freund die beschlossene Rei-
 se allein antrat.

Unterdeß gerieth Löwenachs Bedienter mit
 einigen Leuten in Bekanntschaft, die er für ehr-
 liche Männer hielt, von denen es sich aber nach-
 her zeigte, daß sie Spießbuben waren.

Diese gaben ihm gewisse Sachen in Ver-
 wahrung, die sie gestohlen hatten, ohne daß er
 wußte, daß sie gestohlen wären.

Zufälligerweise wurden diese Sachen in Löwe-
 nachs Wohnung entdeckt; und da hielt man ihn
 selbst für den Räuber, und schleppte ihn ins Ge-
 fängniß.

Alle Versicherungen seiner Unschuld waren
 umsonst.

Schon einige Monate hatte der arme unschuldige Mann in einem tiefen Kerker durchseufzet, als sein Freund Bergleb von seiner Reise zurückkam.

Saum erfuhr dieser das Unglück, welches seinen guten Gefährten betroffen hatte, als er, von Schrecken außer sich, nach dem Gefängniß rannte. Auf sein flehentliches Bitten verstattete man ihm, seinen Freund zu sehen.

Sprachlos fiel er ihm in die Arme, und wusch die bleichen Wangen desselben mit heißen Thränen.

Aber wie schauderte ihn nicht, da er den kläglichen Zustand desselben genau untersuchte, und nun entdeckte, daß er halb nackt auf vermodertem Stroh lag, weil seine Kleidungsstücke durch die Feuchtigkeit des Lochs, worin er steckte, in Fäulung gerathen waren?

Hurtig warf er ihm seinen Mantel um die Schultern, und gab ihm dazu von seinen übrigen Kleidungsstücken soviel, als er entbehren konnte, ohne entblößt zurückgehen zu müssen.

Unglücklicher weise war er selbst auf seiner Reise beraubt worden, und hatte, ausser diesen Kleidern nichts mehr, wodurch er den unglücklichen Zustand seines Freundes hätte erleichtern können.

Aber die alles vermögende Freundschaft gab ihm bald ein Mittel dazu ein.

Er entriß sich den Armen seines Freundes, gab sich in der Stadt zum Tagelöhner an, und verdiente durch schwere ihm ungewohnte Arbeit so viel, daß er des Abends, so oft sein mühseliges Tagewerk geendigt war, dem Leidenden ein kleines Labfal bringen konnte.

Dieser bat ihn oft mit Thränen, seine Großmuth zu mäßigen, und nur für sich selbst zu sorgen; aber alles Bitten war vergebens.

Bergleb fühlte nichts, als die Noth seines Freundes, und jede Mühseligkeit, die er für ihn übernahm, wurde ihm zur Wollust.

So waren nun wiederum einige Monate verstrichen, als man Bergleb nicht mehr ins Gefängniß lassen wollte.

Er erstarrte vor Schrecken, da ihm dieses angedeutet ward.

Er bat, er flehte, er umfaßte die Kniee des Kerkermeisters, und benezte sie mit Thränen, aber alles umsonst! Er wurde zurückgewiesen.

Wüthend vor Schmerz lief er hin zum Richter, gab sich selbst als einen Mitschuldigen des Raubes an, den sein Freund begangen haben sollte, und verlangte zu ihm ins Gefängniß gesetzt zu werden.

Sein Wille geschah.

Freudenthränen stürzten aus den Augen seines Freundes, da er so unvermuthet wieder zu ihm ins Gefängniß trat.

Aber diese Freude verwandelte sich bald in Schrecken und Traurigkeiten, da er erfuhr, wie theuer sein großmüthiger Freund sie ihm erkauft habe.

Die Sache war nun aber nicht mehr zu ändern; und da sie keine Hoffnung mehr zu ihrer beiderseitigen Befreiung übrig sahen: so beschloßen sie, Hand in Hand gelegt, den gemeinschaftlichen Tod standhaft zu erwarten.

In eben dem Gefängnisse saßen noch verschiedene andere Gefangene.

Einer derselben fand Mittel, zur Nachtzeit die Mauer durchzubrechen, und lud, indem er sich selbst in Freiheit setzte, alle Mitgefangene ein, seinem Beispiele zu folgen.

Sie thaten es; nur Bergleb und Ldwenach waren edel genug, lieber unschuldig leiden, als

durch unerlaubte Mittel sich befreien zu wollen.
Sie blieben also.

Mit Anbruch des Tages wurde der Vorfall bekannt.

Einige obrigkeitliche Personen giengen zum Gefängniße, um die Sache selbst in Augenschein zu nehmen.

Wie erstaunten diese, da sie Bergleb und Löwenach um die Ursache fragten, warum denn sie nicht mit entflohen wären, und folgende Antwort von ihnen erhielten:

„Wir sind in einer Religion unterwiesen, welche besteht, daß man der Obrigkeit gehorsam seyn soll, auch wenn sie uns einmal Unrecht thäte. Deswegen wollen wir lieber sterben, als unser Leben durch unerlaubte Mittel zu erhalten suchen.“

Die Richter wurden gerührt.

Sie zweifelten nun nicht mehr an der Unschuld dieser guten Männer, ließen sie augenblicklich frei, und machten ihnen ein Geschenk aus der öffentlichen Schatzkammer, um sie in den Stand zu setzen, in ihr Vaterland zurück zu kehren. C.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Ankliz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,

Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Krift
Bescheert und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bel' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein grosser, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hats das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut.
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja! und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er gibts dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt' ers mir nicht geben?

Das unverhoffte Wiedersehn.

Ein englischer Kaufmann, mit Namen Edmund, reifete nach Tunis.

Ihn begleitete ein junger Mensch von ungefähr 14 Jahren, den er an Kindes Statt angenommen hatte und welcher Karl hieß. Sein Geburtsname war unbekannt.

Dieser Jüngling war sehr wißbegierig.

Er gieng also überall herum, und besah alles, was der Aufmerksamkeit eines Fremden würdig schien.

Weil er schon Zeichnen gelernt hatte, so gieng er auch zuweilen aufs Land, um schöne Gegenden aufzunehmen.

Sein Pflegevater besorgte unterdes seine Handlungsgeschäfte.

Einstmals, da er durch ein angenehmes Wäldchen ohnweit dem Meere gieng, sah er einen Greis, der in tiefen Kummer versenkt, neben einer Quelle saß.

Seine Kleidung zeigte, daß er einer von den Unglücklichen wäre, die hier, wie an einigen andern Orten, unter dem Namen der Sklaven, als Vieh verhandelt werden.

Neben ihm lag ein längst verwelkter Blumenkranz, den der Alte von Zeit zu Zeit in die Hand nahm, ihn mit gesenktem Haupte traurig anblickte, und eine Thräne darauf fallen ließ.

Mitleidige Neugier bewog den jungen Engländer, sich ihm zu nähern.

Er redete ihn freundlich an, setzte sich vertraulich an seine Seite nieder, und fragte ihn um die Ursache seines Kummers.

Der Alte seufzte, sahe den jungen Fremdling wehmüthig ins Gesicht und sprach:

„Laß dir meine Geschichte nicht erzählen, o Jüngling! Denn, wenn du ein Herz hast, wie ich, und nachempfinden kannst, was ich empfunden habe: so wäre deinem Leben auf lange Zeit alle Freude benommen.“

Der Jüngling, dessen mitleidige Neubegierde hierdurch nur noch mehr gereizt wurde, drückte ihm die Hand, und bat ihn inständigst, sich durch nichts abhalten zu lassen, ihm sein Unglück zu erzählen.

Da hub der Alte an:

„So wisse denn, mitleidiger Jüngling, daß dieser kleine Hügel, an dem wir sitzen, den sterblichen Theil des treusten, des besten weiblichen Geschöpfs bedeckt, welches ich einst die Meinige nannte.“

„Sie begleitete mich auf einer Seereise, weil sie ohne mich nicht leben konnte.“

„Ein heftiger Sturm verschlug uns an die afrikanische Küste, wo wir von Seeräubern überfallen und gefangen genommen wurden.“

„Der Himmel milderte indes unser Unglück dadurch, daß wir nicht getrennt wurden: denn mein gutes Weib und ich, nebst einem unmündigen Sohne, der noch an der Brust seiner Mutter lag, wurden von einem und eben demselben Herrn gekauft.“

„Man wies uns die beschwerlichsten Arbeiten an, und begegnete uns oft mit unmenschlicher Härte.“

„Aber wir ertrugen unser Schicksal mit Geduld, weil unsere Liebe Trost und Linderung in alle unsere Leiden goß.“

„So waren nun schon zwei Jahre verflossen, da es Gott gefiel —“

Hier

Hier stürzte dem Greise ein Strom von Thränen aus den Augen. Er mußte einhalten.

„Was soll ich dir sagen, guter Jüngling?“ fuhr er endlich fort.

„Siehe diesen Hügel; er sagt dir alles.“

„In ihm liegt die Zufriedenheit und das Glück meines ganzen Lebens vergraben.“ —

„Noch war mir etwas übrig geblieben, welches meine gebeugte Seele mit der Welt verband.“

„Es war das theure Pfand unsrer Liebe, mein kleiner Sohn, der nun das dritte Jahr zurückgelegt hatte. Ein tröstender Engel für mein blutendes Herz!“

„Wenn er so unschuldig und ruhig in meinen Armen lag, so oft ich an dieser mir heiligen Stätte mich niedersezte, um meinem Herzen durch Thränen Luft zu machen; wenn er mit seinen kleinen Händen mich streichelte, und mich bat, nicht so zu weinen, und ich in seinem Gesichte dann die Züge seiner theuren Mutter erkannte, ihn mit Inbrunst an meine Brust drückte, und in ihm seine verklärte Mutter selbst zu umarmen meinte: o so hätte ich eine einzige Minute dieser wehmüthigen Wollust nicht um den Besiß der ganzen Welt verkauft!“

„Einstmals, da ich, wie gewöhnlich, um diese Zeit der Mittagshitze, wo man mir verstatet, ein wenig auszuruhen, an dieser Stelle saß und meiner Betrübniß nachhing, beschäftigte sich mein Kleiner, Blumen zu pflücken, und einen Kranz davon zu winden, den er an diesem Strauche hier über dem Grabe seiner lieben Mutter aufhängen wollte.“

„In der Absicht, noch mehr Blumen zu holen, ließ er mir den Kranz, der beinahe fertig war, und lief dem Strande zu.“

„Ein plötzliches Geschrei, worin ich seine Stimme erkannte, weckte mich aus meiner Schwermuth auf.“

„Ich lief eilends nach dem Strande; und — o Gott! da mußte ich mein liebes Kind in den Händen unmenschlicher Räuber sehen, die schon mit vollen Segeln davon eilten!“

„Vergebens flehte ich Erd' und Himmel, Gott und Menschen um Hilfe an; vergebens streckte ich meine zitternde Arme aus, und bat die Unmenschen, mich wenigstens mitzunehmen!“

„Die Räuber waren schon zu weit entfernt, um mein Jammergeschrei zu verstehen, und mein Sohn, mein armer kleiner Sohn —“

Liegt hier an ihren Busen! — rief der junge Engländer aus, indem er sich mit wüthender Empfindung in die Arme des Greises warf.

Lange hielten beide sich sprachlos umschlungen, bis ihre gewaltsamen Empfindungen sich endlich in reichliche Freudenthränen ergossen.

Das väterliche Herz kam allen andern Beweisen zuvor, und überzeugte den glücklichen Allen, daß er von keinem Blendwerke getäuscht werde, sondern daß er wirklich seinen geliebten verlorren Sohn wieder in seinen Armen halte.

Nachdem beide das Vermögen zu reden wieder bekommen hatten, erzählte Karl, daß er seiner Entführung, auch des Umstandes, daß er damals eben Blumen gepflückt habe, da man ihn geraubt hätte, sich immer lebhaft bewußt geblieben wäre; daß er aber weder des Namens seines Vaters, noch des Landes, wo er als Kind mit ihm gelebt habe, sich jemals wieder habe erinnern können.

Die Seeräuber hätten ihn damals nach Amerika gebracht, und ihn einem spanischen Sklavenhändler verkauft.

Von diesem sey er an einen englischen Kaufmann verhandelt worden, der ihm bald, wie seinen Sohn, lieb gewonnen, ihn mit sich nach England gebracht, und in Ermangelung eigener Kinder ihn zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt habe.

Und dieser sein Wohlthäter sey jetzt in Handelsgeschäften mit ihm nach Tunis gekommen.

Diese Erzählung wurde oft durch neue Umarmungen und durch neue Ergießungen des väterlichen und kindlichen Herzens unterbrochen.

Dann eilte der entzückte Jüngling, seinen lieben Pflegevater aufzusuchen, um ihn zum Zeugen seines unverhofften Glücks zu machen.

Der Greis und Edmund hatten sich kaum einander begrüßt, als ihre Blicke starrend an einander hängen blieben.

„Dein Name, lieber Greis,“ — fragte der Kaufmann.

Ist Edmund, erwiederte der Alte; und der Deinige? —

Ist der Name deines glücklichen Bruders!“ schrie Edmund, und warf sich sprachlos in die Arme des ganz bekümbten Greises.

Der junge Mensch blieb mit starren Augen und mit ofnem Munde, wie versteinert, stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Was jeder von ihnen in diesen Augenblicken einer stummen überschwenglichen Empfindung fühlte, kann mit Worten nicht beschrieben werden.

Endlich kam es zu Erläuterungen; und da fand es sich, daß der jüngere Edmund seinen Bruder für todt gehalten habe, weil er seit seiner Abreise von England nie wieder etwas von ihm hatte erfahren können; daß er ihn betrauert und sein ansehnliches Vermögen in Besitz genommen habe.

Er erzählte ferner, daß der junge Karl, zur Zeit, da er ihn kaufte, seine Muttersprache verlernt gehabt habe; daß er daher nie habe auf den Gedanken kommen können, daß er sein Neffe wäre, weil er ihn für den Sohn irgend eines Spaniers gehalten habe. —

Der jüngere Edmund eilte darauf zu dem Herrn seines Bruders, und kaufte ihn los.

„Du bist frei, mein theurer Bruder,“ rief er ihn zu, da er zurückkam; „und Morgen fahren wir nach England.“

Aber mit innigster Wehmuth mußte er hören, daß sein Bruder fest entschlossen war, den kleinen Ueberrest seines Lebens an dem Orte zuzubringen, wo die geliebte Hülle seiner Gattinn begraben lag.

Alles Zureden war vergebens.

Es wurde daher beschlossen, an dieser Stelle ein kleines Haus bauen zu lassen.

Karl verlangte, bei seinem Vater zu bleiben, um seines Alters in diesem Häuschen zu pflegen.

Der jüngere Edmund hingegen reiste nach England ab, verkaufte seine Handlung, und kehrte darauf zurück, um gleichfalls bei seinem Bruder, so lange er noch leben würde, zugegen zu seyn. C.

Der junge Esel, der ein eingebildeter Geck war.

Eine Fabel.

Ein junger Esel, von Langohr genannt, hatte gehört, daß sein Geschlecht eines der ältesten im Lande wäre.

Seine Wärterin, eine Ente, die gar sehr belesen war, hatte ihm oft erzählt, wie berühmt seine Vorfahren in der Geschichte wären.

„Die Serren von Langohr, sagte sie, hätten von jeher eine große Rolle in der Welt gespielt.“

„Man finde, daß die berühmtesten Personen des Alterthums auf ihnen geritten wären.“

„Der Adel der Maulesel wäre nur neugebacken, wie man schon an ihren kürzern Ohren sehen könnte; die Pferde aber wären gar nur Pöbel, womit er sich nicht gemein machen müsse.“

Das Junkerchen ließ keins von diesen Worten auf die Erde fallen.

So oft er nachher auf die Weide geführt wurde, und seine ehemaligen Spielkameraden, die muntern Füllen mit ihm schäkern wollten; wandte er sich mit Verachtung von ihnen weg und sagte, sie sollten mit ihres Gleichen spielen.

Zum Lernen war er seitdem vollends nicht zu bewegen.

Denn, dachte er, was hat ein junger Cavalier nöthig, sich wie der Pöbel zu zerarbeiten? Meine adeliche Geburt ist ja schon genug, um mich bei Allen geehrt und beliebt zu machen.

Er begnügte sich daher, die Reitbahn, auf welcher die jungen Pferde zugeritten wurden, nur von fern anzusehen, und sich glücklich zu schätzen, daß er nicht nöthig habe, sich eben so dressiren zu lassen.

So wuchs er nun heran und lernte nichts.

Eines Tages wurde er mit seinen unadelichen Kameraden, welche nun recht geschickte Reitpferde geworden waren, zur Stadt geführt, wo eben Jahrmarkt war.

Er erwartete, daß irgend ein Königssohn ihn sehen, ihn seiner großen Ohren wegen so-

gleich lieb gewinnen, und in seine Dienste nehmen würde.

Es war auch wirklich ein Prinz da.

Dieser hatte kaum die geschickten jungen Pferde gesehen, als er sein großes Wohlgefallen darüber bezeugte, sie sogleich kaufte, sie freundlich streichelte, und ihnen prächtiges Reitzeug anlegen ließ.

Nach dem Junker von Langohr hatt' er sich nicht einmal umgesehen.

Bei diesem fand sich ein Müller ein, der ihn zu seinem Sackesel kaufte, und ihm durch einen Peitschenschlag zu verstehen gab, daß er mit ihm abreisen sollte.

Da entrüstete sich das junge Herrchen gar gewaltig.

3 — a! 3 — a! 3 — a! schrie er einmal über das andere; welches ohngefähr so viel heißen sollte, als:

„Man irret sich in meiner Person! Ich bin der Junker von Langohr! Einer meiner Ur-ahnen hat dem großen Esen *) gedient! „

Wart, ich will dich schreien lehren! sagte der Müller, und trieb ihn mit derben Peitschenschlägen vor sich hin zur Mühle. C.

*) Ein alter Mann der fabelhaften Geschichte, der auf einem Esel reitend vorgestellt wird.

B a d e l i e d.

Zum Bade! zum Bade!
 Vom Blumengestade,
 Hinab in die wallenden Fluthen!

Die Sonne gebietet!
 Sie wüthet, sie wüthet
 Mit himmeldurchströmenden Gluthen,

Ha! wie so gelinde
 Die lispelnden Winde
 Die glühenden Wangen uns fühlen!
 Wie schäumend die hellen
 Lichtblinkenden Wellen
 Die schwebenden Hüften umspühlen!

Bald tauchen wir nieder,
 Bald heben wir wieder
 Uns rudernd aus sandichten Tiefen;
 Und kämpfen und ringen,
 Stromüber zu dringen,
 Daß Locken und Wangen uns triefen!

Auf Wogen zu schweben,
 Sich jauchzend zu heben,
 Welch Bonnevergnügen, ihr Brüder!
 Da rauschen denn Kummer
 Die Wellen in Schlummer,
 Da stählt man die nervigten Glieder!

Durchbrauset die Flächen
 Von Flüssen und Bächen,
 Von pappelumschatteten Teichen!
 Bis Flockengewimmel
 Und Stürmegefummel
 Den lachenden Sommer verschleichen!

Als die Frühlingssonne zum erstenmal
auf mein Zimmer schien.

D liebe Sonne, sey begrüßt!
Hier hab ich lange dich vermisst!
Nun schenkest du zum erstenmal
Mir wieder deinen sanften Strahl.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm frohen Angesicht;
Du gießest reinen frohen Sinn
Auf alles, was da lebet, hin.

Du bist ein Wesen heiß und rein:
So soll auch meine Seele seyn,
Von heisser Menschenlieb entbrant,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wandelst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh; dann strauchl' ich nicht;

Du legst dich nimmer auszuruhn,
Kommst immer wieder wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Böß' und Gute strahlst dein Blick.

Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht,
Du Bild von dem, der dich gemacht!
Ich bin sein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu.

O würd ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen allemal.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn,
 Und weg aus deinem Lichte gehn:
 Denn unwerth deiner früh und spät
 Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Overbeck.

Lied um Regen.

A.
Regen, komm herab!
 Unsre Saaten stehn und frauren,
 Und die Blumen welken.

B.
 Regen komm herab!
 Unsre Bäume stehn und frauren,
 Und das Laub verdorret.

A.
 Und das Vieh im Felde schmachtet
 Und sieht auf zum Himmel.

B.
 Und der Wurm im Grase schmachtet,
 Schmachtet und will sterben.

Beide.
 O laß nicht die Blumen welken,
 Nicht das Laub verdorren!
 Laß den Wurm im Gras' nicht sterben!
 Regen, komm herab! Claudius.

Fortsetzung.

A.
 Sieh, er kommt, er kommt!
 Tränket schon die dürren Saaten,
 Tränkt die welken Blumen!

B.

Sieh, er rauscht herab!
Spühlt den Staub von dürren Blättern,
Und die Bäume lachen!

A.

Und das Vieh im Felde jauchzet,
Jauchzet froh zum Himmel!

B.

Und der Wurm im Grase trinket,
Trinket und geneset!

Beide.

Schöpfer dieses Wurms im Grase,
Schöpfer dieses Vieh's im Felde,
Dieser Bäume, dieser Blumen
Schöpfer, dir sey Dank!

C.

Großmuth und Dankbarkeit.

Ein englischer Schiffskapitain, Namens Richardson, wurde ohnweit Danzig von einem schrecklichen Sturme überfallen. Mit genauer Noth gelang es ihm endlich, den Hafen zu erreichen.

Ein anderes Schiff, welches dem seinigen folgte, war nicht so glücklich. Es ward vielmehr auf eine Sandbank geworfen, und 16 Menschen, die sich auf demselben befanden, erwarteten schon den Augenblick, da ihr Schiff bersten und sie selbst ein Raub der tobenden Wellen werden würden.

Richardson bemerkte ihre Noth; allein sein eignes Schiff war so übel zugerichtet, und seine Leute waren von Arbeit und von ausgestandener

ner Todesangst so erschöpft, daß es ihnen unmöglich war, umzukehren, um den Nothleidenden zu Hilfe zu eilen.

Und doch drängte ihn sein Herz gewaltig: es war ihm schlechterdings unmöglich, bei der Noth seiner Nebenmenschen ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Was that er also?

Er lief zu dem Kapitain eines andern Schiffes, welches gleichfalls da vor Anker lag, und bat ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, zu deren Erfüllung er sich selbst ausser Stand gesetzt sehe.

Aber dieser andere Schiffskapitain war eine von den kleinen kalten Seelen, die, wenn sie jemanden dienen sollen, sich erst immer wohlbedächtig fragen: habe ich selbst auch nichts dabei zu wagen? Gewinne ich auch wohl selbst dabei?

Eine garstige Art zu denken!

Dieser selbstsüchtige Mann war also nicht zu bewegen, sich selbst in Gefahr zu begeben, um Anderer Leben zu retten, was der gutherzige Richardson ihm auch immer vorstellen mochte.

Er bat ihn darauf, ihm wenigstens sein Boot zu leihen, weil dieses größer und fester, als sein eigenes war. Aber auch dieses schlug der undienstfertige Mann ihm ab, weil es bei dem erschrecklichen Sturme, der noch immer wüthete, leicht könnte verloren gehen.

Von edlem Unwillen glühend eilte Richardson wieder nach seinem eigenen Schiffe, und rief seinen ermatteten Matrosen zu: „Kameraden, habt ihr wohl noch Kraft und Muth genug, ein Werk der Barmherzigkeit um Gottes willen zu verrichten?“

„Seht jene Unglücklichen, die dem Augenblicke des Todes nahe sind! Wer ein Herz im Leibe hat, der folge mir!“

Mit diesen Worten sprang er ins Boot, und acht brave Matrosen sprangen ihm nach.

Muthig ruderten sie durch die wilden schäumenden Wogen, und kamen endlich glücklich bei dem gestrandeten Schiffe an. Aber in ihrem kleinen Boote konnten sie nur sechs Menschen auf einmal aufnehmen.

Diese brachten sie also zuerst ans Land, dann fkehrten sie noch zweimal zurück, um auch die Uebrigcn abzuholen.

Die Geretteten danketen ihnen mit Freudenstränen; und sie selbst fühlten über das, was sie gethan hatten einen Vorschmack himmlischer Seligkeit.

Unter den sechszehn Menschen, die ihr Leben ihnen zu verdanken hatten, war auch ein reicher Kaufmann aus Smirna. Dieser kam am andern Tage zu Richardson, und brachte ihm 1000 Guineen, welches in sächsischem Gelde über 6000 Thaler sind.

„Was soll das, fragte Richardson?“ Es soll dein seyn! antwortete der Kaufmann; nimm es; als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit, an!

„Ich? Der Himmel bewahre mich! Hab' ich dir darum geholfen, daß du mir Geld dafür geben solltest?“

Der Kaufmann fuhr fort, darauf zu dringen, daß er das Geld annehmen sollte, und Richardson — es abzuschlagen. Endlich fragte dieser:

„So sage mir doch, du, der du so große Geschenke anbieten kannst, — wie groß denn wohl dein Vermögen sey?“

„So groß, war die Antwort des Kaufmanns, daß ich dich und all dein Schiffsvolk versorgen könnte, ohne arm zu werden!“

„Wenn das ist, erwiederte Richardson, so darf ich dein Geschenk nehmen.“ Er nahm hierauf den Beutel mit Gelde, rief seine Matrosen aufs Verdeck und — theilte Alles unter sie aus, ohne einen Pfennig für sich selbst zu behalten.

Indes nun das Schiffsvolk laut frohlockte, stand der Kaufmann von Smirna da, und weinte.

„Was ist dir?“ fragte Richardson.

„Ich bin betrübt, antwortete jener, daß ein Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe, so stolz ist, daß er mir die Freude nicht gönnen will, mich erkenntlich zu bezeugen.“

„Bei Gott! du irrest, rief Richardson; nicht aus Stolz theile ich dein Geschenk unter diese aus; sondern weil sie's nöthiger haben, als ich, und weil ich, ohne ihre Hilfe, dich nicht hätte retten können.“

„Und meinst du, Mann, fuhr jener fort, daß ich diese würde vergessen haben? Sieh hier — (indem er einen andern Beutel zeigte) dies war für sie bestimmt! — Aber es ist, wie ich sagte, du verachtest meine Erkenntlichkeit!“

„Bei Allem, was heilig ist, ich verachte sie nicht, rief Richardson mit einiger Hitze aus.

„So nimm denn wenigstens dies!“ versetzte der Kaufmann, indem er einen kostbaren Ring vom Finger zog, und ihn dem Kapitain reichte.

Richardson nahm ihn.

Alle, die von diesem edlen Wettstreite hörten, waren zweifelhaft, wen von beiden sie mehr bewundern sollten, den großmüthigen Schiffskapitain, oder den erkenntlichen Kaufmann? Darin aber kamen Alle überein, daß beide ein Paar edle, liebenswürdige Männer wären.

Die Sonne.

Hast du die Morgendämmerung gesehen?
 Hast du das sanfte Roth betrachtet, das
 Die Wiederkunft der großen Sonne dir
 Verkündigt? War's in deinem Herzen still?
 In deiner Seele heiter? — Da du sie,
 Die große Sonne, sahst, was dachtest du?
 O welche Wunder meines Gottes dort
 In dieser einen Sonne! Herz, bek' an!
 Du, meine ganze Seele, voll von ihm,
 Sing ihm ein Lied!

In jedem Sonnenstrahl,

In jedem glänzt und leuchtet seine Macht
 Und seine Gnade! Singet, Menschen, ihn,
 Den mächtigen, den guten Gott!

Wenn ihr

In ihrem herrlich schönen Aufgang sie
 Betrachtet, dann, ihr Menschen, singet ihn,
 Den mächtigen, den guten Gott!

Er hat

Mit dieser Schönheit sie geschmückt; er läßt
 Dies sanfte Roth, das euch gefällt, so sanft
 Aus ihren Stralen quillen, daß es euch
 Gefallen muß. Ihr Menschen, singet ihn,
 Den mächtigen, den guten Gott!

Er stellt

Dies helle Tagewölk vor ihren Glanz,
 Daß euer Auge, nicht geblendet, sie
 Aufsteigen seh in ihrem Pomp! Sie geht
 Vor euren Augen ihren stolzen Gang,
 Und alles Finstere wird Licht! Sie steigt
 Im Unermeßlichen empor, und thut
 Den Willen ihres Gottes; Leben fließt
 Mit ihrem Licht in Alles um sie her!

In Alles strömt die Gotterschafne
Wohlthaten ihres Gottes.

Sehet auf,
Sie stehet da! Hat eines Menschen Hand
Sie hingestellt? Hat eines Königs Macht
Die ebne Bahn, aus welcher sie nie weicht,
Ihr angewiesen?

Fraget sie! Sie geht
Vor euren Augen ihren stolzen Gang,
Und predigt ihren Schöpfer schweigend, thut
Den Willen ihres Gottes, Tag für Tag,
Und Jahr für Jahr!

Ihr Menschen singet ihn,
Den mächtigen, den guten Gott! Sie geht
Vor euren Augen ihren stolzen Gang;
Und wenn es scheint, sie gehe niedriger,
Dann deckt ein Purpurmantel ihr Gesicht;
Dann ist ein Strahlenmeer um sie; dann sinkt
Sie nieder, aber ruhet nicht! und dann,
Dann ruhet ihr, ihr Menschen! Singet ihn,
Den mächtigen, den großen, guten Gott!

Gleim.

G e s p r ä c h

zwischen einem vornehmen Herrn und einem
armen Greis.

Serr von G. (zu den Bedienten.)

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht
grade zu?

Der Alte. Gnädiger Herr, sie wollten —
ich aber wollte nicht.

Serr von G. Und warum?

Der Alte. Ich schäme mich es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu beffeln.

Herr von G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seyd so gut, einer davon zu seyn.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit —

Herr von G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was Wichtiges, Herr! zu sterben — ich will wohl Alles sagen, wenn wir allein sind — ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr von G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun! Meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahr ernährt. —

Herr von G. Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemanden aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dies Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlig und guter Dinge, bis er nichts weitergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind auch ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr von G. Und ich höre sie so gern, besträf es mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet hätte. — Da fiel ich aber einmal blaß und bleich hin, und das hieß ich

ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schliefen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kurirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medezin gebraucht. Was einem in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich sieng an zu wollen, ich wollt' im gangen Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine befrühtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott laße sie dafür an seinem himmlischen Freitische, auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan!

Herr von G. Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! Aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angreifen müssen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Sie hätten geborget, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr von G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen! —

Herr von G. Verzeihung Aller, daß ichs gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe.

Der Alte. Das ist brav, gnädiger Herr! in acht Tagen sehen sie gen Himmel; dann (Gott sey gedankt!) dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim —

Herr von G. (giebt ihm fünf harte Thaler.) Nehmet, Vater, Gott sey mit euch! —

Der Alte. Herr, so viel! Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauche nur noch einen Thaler, das Uebrige hab ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch ich nichts.

Herr von G. Gebts euren Kindern.

Der Alte. Behüte Gott, Herr! meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr von G. Zum Haus, Alter!

Der Alte. (bringt ihm das übrige Geld wieder auf.) Es steht schon!

Herr von G. Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte. Nun, dann sind wir's beide. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für sie beten können, als ich. —

Herr von G. Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte. Ich hoff', ich hab' auch Gott bewegt, der laß es Ihnen nicht missen!

Herr von G. Wollt ihr was essen?

Der Alte. Ich habe schon gegessen, Milch und Brod —

Herr von G. Aber mitnehmen?

Der Alte. Mein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär' ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein Einziges!

Herr von G. Mehr, Vater! —

Der Alte. Mein, Herr, nur eins. Mehr frag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmal vom Gewächs des Weinstocks bei ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen seyn, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gefodert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten —

(Der Herr von G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

— den letzten Wein! das Nachtmahl habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquickte den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr von G. (der den Wein bringt.) Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte. (gen Himmel) Habe Dank lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank. (Er trinkt etwas) Jetzt — (zum Herr von G. indem er mit ihm anstößt) Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewiß haben werde!

Herr von G. Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt' euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es so wollt. —

Der Alte. Mein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel —

Herr von G. Gott, großer Gott! Womit kann ich euch noch dienen?

Der Alte. Herr, ich wünschte Ihrentwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber guter Herr; allein ich hab auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren.

Herr von G. Gleich! —

Der Alte. (allein) Zum letztenmale gelabt! Dort wird es besser seyn.

Herr von G. (bringt ein Paar Handschuh) Hier Alter!

Der Alte. Den einen brauch ich nicht; nur einen hab ich gefodert.

Herr v. G. Warum den andern nicht auch?

Der Alte. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich werd an Sie denken! (Er giebt dem Herrn von G. die rechte bloße Hand.)

Herr v. G. Und ich an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten —

Der Alte. Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr v. G. Noch einmal eure Hand, Alter! Es ist Segen Gottes drin.

Der Alte. Gott segne sie!

Herr von G. Und helfe euch!

Aus den Lebensläufen in aufsteigender Linie.

Fortsetzung.

Zunker Wilhelm, der Sohn des Herrn v. G. war anfangs mit im Zimmer gewesen und hatte gesehen, daß der gute Alte nicht mehr, als einen Thaler annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhe-

cke versteckt, bis der alte Mann vorüber gieng. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen; dann lief er ihm nach auf dem Feldwege und rief: Vater! Vater! — (der Alte stand still und der Kleine, der zu ihm kam, sagte:)

„Lieber Mann, mein Vater hat bedacht, daß der Thaler, den er Ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt Ihm hier einen Andern dafür und jenen soll ich wieder mitbringen.“

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand und wollte den Andern aus der Tasche hervorziehen.

Aber husch! stog Junker Wilhelm davon, noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sahe gen Himmel und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werd ich nicht erst im Himmel sehen!

C.

Gespräch über diesen letzten Vorgang.

Lotte.

Das war doch aber nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte!

Vater. Unwahrheiten zu sagen ist sonst freilich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, ohnmöglich recht gut seyn.

Lotte. Aber diesem Junker bin ich doch gut!

Vater. Mir gehts auch so. Woher mag das wohl kommen?

Lotte. Ich weiß nicht; aber ich hab' ihn wirklich recht lieb.

Vater. Warum sagte er denn wohl eine Unwahrheit?

Lotte. Ja, weil der alte Mann sonst das Geld nicht würde genommen haben!

Vater. Und warum wollt' er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte. Weil er ihm gern etwas schenken wollte, und weil der alte Mann so gut war.

Vater. Also, zu wessen Vortheil sagte er die Unwahrheit? Zu seinem eigenen, oder zu des Alten?

Lotte. Zum Besten des Alten.

Vater. Er hatte also keine schlimme, sondern die beste Absicht von der Welt, indem er unwahr redete; nicht?

Lotte. Ja.

Vater. Und wurde wohl irgend ein Mensch auf der Welt durch diese Unwahrheit beleidiget?

Lotte. Nein!

Vater. Nun siehst du, liebe Lotte, dies ist der einzige Fall, da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidiget, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird. — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte. Ja denn! — Hätte er's denn wohl sagen müssen?

Vater. Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben zu fodern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen: so

dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wär es noch so unschuldig!

Lotte. Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fodern?

Vater. Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen. — Aber fodern, daß wir alle unsere Gedanken, auch die geheimsten, an den Tag legen, das können nur diejenigen, denen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind; nämlich unsere Eltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte. Danke, lieber Vater, daß du mich das gelehrt hast!

Auf ein ausländisches Gewächs.

Wachse, liebes Stöckchen!
Siehe, dieses kleine Fleckchen
Sey allein für dich!
Auch im schönsten Garten
Wird kein Gärtner warten
Dich so freu, als ich.

Aus entfernter Zone
Kamest du, der Blumen Krone,
Kamst du her zu mir;
Und in diesem Töpfchen
Hebt sich nun dein Köpfschen,
Und lacht Freude mir.

Zubel und Frohlocken!
Als in Schwester Fielchens Locken
Deine Blume stand,

Wie sie schweigend nickte,
Und am Abend drückte
Dankbar mir die Hand!

Nun, ich will dich pflegen,
Will vor Sturm und starken Regen
Sorgsam schützen dich.
Und für meine Mühe
Blühe, Stöckchen, blühe;
So belohust du mich,

Gottfr. Schmidt.

Der großmüthige Erretter.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Fast ganz in Schutt und Asche fiel,
Begab sich jüngst dies Trauerspiel.

Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Ein edler Fürst, der Landesvater, sah
Des Kindes Noth; rief alles Volk zusammen,
Und bot dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
Drauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil keiner sonst es wagen wollte,
Hin durch die lichte Gluth;
Und seinem Heldenmuth
Gelang die schöne That. — Dem Tod entrisßen
Legt er das Kind zu seines Fürsten Füßen.

Freund, sprach der Fürst, du bist belohnungs-
werth;
Hier nimm noch mehr, als du begehrt! —
Mein, sprach der Arme, Gott der Herr

Hat schon gelohnt; er half! — Wozu noch mehr?
 Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
 Für einen Beutel Geldes nicht!
 Sie mögen's ärmern Leuten geben;
 Das, was ich that, war meine Pflicht.

* * * * *

Ein Herz, von Edelmutb bewohnt,
 Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt!

C. G. Götz.

Preis der Jugend.

Send mir heilig, anmuthsvolle Tage,
 Da entfernt von Sorge, Gram und Plage,
 Meine Jugend blüht!
 Dich besing ich, bester Theil des Lebens!
 O mir sey kein Augenblick vergebens,
 Der vorüber fliehet!

Tausend andre jugendliche Kleinen,
 Müssen trostlos ihr Geschick beweinen;
 Wie beglückt bin ich!
 Statt daß Thränen andrer Wangen nezen,
 Ueberhäuft mit Lust und mit Ergözen
 Mein Erhalter mich.

Ach! wie viele laufen unter Armen,
 Flehn um Mitleid, seufzen um Erbarmen,
 Schreien laut um Brod!
 Und ich darf mein Brod mit Freuden essen!
 Wie viel Gutes ist mir zugemessen!
 Mich drückt keine Noth!

Hier hör ich ein Kind in Schmerzen wimmern;

Dort seh ich des Jünglings Leib zertrümmern;
Der in Schlachten sich.

Und ich blühe. Mich erschreckt kein Kummer,
Feind und Krankheit stören meinen Schlummer,
Meine Wonne nicht.

Wie viel irren auf entleg'nen Straßen,
Vater, Mutter haben sie verlassen;
Niemand sorgt für sie!

Ich genieße treuer Eltern Liebe;
Mich vergift die Zärtlichkeit der Triebe
Ihrer Sorgfalt nie!

Ach! hier muß ich meinen Ländank schelten!
O wie soll ichs doch dem Herrn vergelten,
Was er an mir thut!

Jede frohe Stunde meiner Jugend,
Rufe mich zum Preis des Herrn, zur Jugend,
Zu dem höchsten Gut.

Frühe will ich guten Samen streuen,
Und mein Herz zu edlen Thaten weihen
Auf der Weisheit Bahn;
Daß ich einst im Alter auf die Tage
Meiner Jugend, ohne Reue und Klage
Segnend blicken kann!

C. G. Göz.

Fuchs und Pferd.

Einst wurden Fuchs und Pferd,
(Warum? das weiß ich nicht, auch hat es mich
verdrossen,

Denn mir sind beide Thiere wehr,)
In einen Kästcht eingeschlossen.

Das Pferd sieng weidlich an zu treten.
Vor Ungeduld und trat
Den armen Keinke Fuchs, der nichts an
Füssen hat.

„Das nun häfft' ich mir wohl verbeten!
„Tret' er mich nicht, Herr Pferd, ich will ihn
auch nicht treten!

Claudius.

A b e n d l i e d.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind doch recht arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Lustgespinste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, Laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich seyn!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber treuer frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kühl ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

Das Ueberlassen.

Ein kleines Schauspiel.]

Personen.

Herr Dormel, ein Maler.

Frau Dormel.

Heinrich, ihr ältester Sohn, 16 Jahr alt.

Sophie, ihre Tochter, 18 Jahr alt.

Fränzchen, ihr jüngerer Sohn, 6 Jahr alt.

Ein zweijähriges Kind in der Wiege.

Der Graf von Eutherz.

Die Scene ist ein Zimmer in Dormels Hause. Man sieht darin einiges veraltetes Hausgeräth, und eine Staffelei mit einem angefangenen Gemälde. Im Hintergrunde steht eine Wiege mit einem schlafenden Kinde.

Erster Auftritt.

Frau Dormel, Sophie, Fränzchen.

Frau Dormel spinnt; Fränzchen steht neben ihr und krazet Wolle, muß aber vor Mattigkeit oft ein wenig einhalten. Sophie sitzt neben der Wiege und strickt. — Es ist gegen drei Uhr Nachmittags.

Sophie. (für sich, indem sie in die Wiege sieht.)

Seit gestern Morgen nichts genossen, und doch so ruhig! Wohl dir, daß du schlafen kannst!

Frau Dormel. Schläft er noch, Sophie?

Sophie. Ja, Mutter.

Frau Dormel. Möchte er doch noch lange schlafen! — Das arme Kind! Ich fürchte mich vor seinem Erwachen. — Wo mag denn der Vater hingegangen seyn?

Sophie. Er sagte, er wollte um einen kleinen Vorschuß auf das Gemälde bitten, welches er angefangen hat.

Frau Dormel. Und ist noch nicht wieder zurück! Gott, was wird aus uns werden, wenn sein Gang vergeblich gewesen ist!

Sophie. O das wollen wir nicht befürchten! Der Mann, für den er arbeitet, ist ja reich genug.

Frau Dormel. Aber wird er auch mitleidig genug seyn?

Sophie. Der Vater verlangt ja kein Geschenk von ihm; er will ihn ja nur um einen Theil des verdungenen Lohns bitten!

Frau Dormel. Wohl wahr; aber seine Arbeit ist noch nicht fertig; und man bezahlt nicht gern zum voraus. (Man hört drei schlagen.)

Fränzchen, (indem er aufhört zu tragen.) Da schlägts schon drei, liebe Mutter; werden wir heute gar nicht essen?

Frau Dormel. Du siehst, Fränzchen, dein Vater und dein Bruder sind noch nicht zu Hause; wolltest du wohl ohne sie essen?

Fränzchen. O nein, Mutter; aber vielleicht haben sie schon gegessen! wir wissen ja nicht, wo sie gewesen sind, — und —

Frau Dormel. Nun?

Fränzchen. O liebe Mutter! — Aber es ist schon so spät — und es könnte ja wohl seyn —

Frau Dormel. Aber es könnte auch wohl nicht seyn, daß sie gegessen hätten. Sieh, guter Junge, ich und deine Schwester und dein kleiner

Bruder haben auch noch nichts genossen: und du wolltest allein ungeduldig werden?

Fränzchen (bitterlich weinend.) Aber mich hungert doch gar zu sehr!

Frau Dormel, (die ihn in ihre Arme schließt und mit Thränen benetzt.) Mein Kind, mein liebes Kind, beruhige dich nur noch ein klein wenig. Der Himmel wird uns gewiß was zu Essen beschereen. Glaube mir, dein Hunger thut mir weher, als dir selbst.

Fränzchen, (umarmt sie, und wischt sich die Thränen ab.) O nein, liebes Mütterchen; laß dir's nicht weh thun, daß mich hungert. Sieh! es ist schon vorbei, ich weine nicht mehr. — Ich will wieder arbeiten, um zu vergessen, daß ich hungrig bin. (Er geht wieder zu seiner Arbeit, und ist sehr geschäftig.)

Frau Dormel. (für sich) Ist mein Leiden noch nicht groß genug? O Gott! Wie soll ich es ertragen?

Sophie. Der Vater kommt noch nicht zurück; wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!

Frau Dormel. Ich vermuthe, was es seyn wird. Man wird ihm seine Bitte abgeschlagen haben, und er kann sich nicht entschließen mit leerer Hand zu uns zurück zu kommen. Aber über deinen Bruder Heinrich muß ich mich wundern. Wann gieng er aus?

Sophie. Diesen Morgen um zehn Uhr.

Frau Dormel. Unbegreiflich! Er, der immer ein so guter Sohn und Bruder war, sollte uns jetzt verlassen können, da wir seines Beistandes so sehr bedürfen? Entsetzlicher Gedanke! Ich kann ihn nicht ausdenken.

Sophie. Beunruhigen Sie sich nicht, liebste Mutter. Gewiß wird er in guter Absicht ausgegangen seyn. Ich kenne sein Herz; ich

weiß, wie sehr unsere Noth ihn bekümmert macht. Er wird gewiß darnach aus seyn, uns Hilfe zu verschaffen.

Frau Dormel. Wie kann er das?

Sophie. Die Noth wird ihm gute Anschläge an die Hand geben. Er schien ganz in Verzweiflung zu seyn.

Frau Dormel. Was sagst du? Ach! Sophie, wenn er gar etwas Entehrendes unternähme! Das würde mich das Leben kosten. Alles läßt sich ertragen, so lange wir nur ein gutes Gewissen haben.

Sophie. Besorgen Sie nichts; ich kenne meinen Bruder.

Frau Dormel. Dein Vater wird unverrichteter Sache zurückkommen, ermattet von Kummer und Hunger. Der Anblick seines Zustandes wird mir das Herz zerreißen, O meine Kinder! wir müssen zu dem letzten traurigen Mittel unsere Zuflucht nehmen. — O Himmel! — Liebes Fränzchen, wolltest du wohl etwas für mich thun?

Fränzchen. (lebhaft) Ich? liebe Mutter; o sage geschwind, was!

Frau Dormel. Umarme mich mein gutes Kind! — Liebes Fränzchen! — O Noth, wozu zwingst du mich! Du mußt uns eine Gabe zu erstehen suchen. Gehe, suche Mitleid zu erwecken, stelle unser Elend vor, und bitte, daß man dir etwas schenke!

Fränzchen, (nachdem er aufmerksam zugehört hat.) Mutter, nennt man das nicht befehlen.

Frau Dormel. (für sich) O Gott! (laut) Ja, mein Sohn.

Fränzchen. Das wird mir sauer werden. — Muß ich denn bei allen Leuten befehlen?

Frau Dormel. Bei allen, mein Kind, die du im Stande siehst, dir etwas zu schenken.

Fränzchen

Fränzchen. Aber wenn Sie mich nun abweisen?

Frau Dormel. Gott wird mitleidige Herzen erwecken, welche sich deiner und unserer erbarmen werden.

Fränzchen, (traurig). Nun denn! — Adieu, Mutter!

Frau Dormel, (ihn küssend.) Adieu, mein bestes Kind! Ginge das Leben deines Vaters, deiner Brüder und deiner Schwester nicht davon ab, so würde ich dir so was nicht zumuthen. (Fränzchen geht weinend ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau Dormel und Sophie

Sophie, (die ihrem Bruder weinend nachsieht.) Das arme Kind! — Wer könnte seinen Thränen widerstehen! — Es kam ihm sauer an,

Dritter Auftritt.

Frau Dormel und Sophie, welche ein trauriges Stillschweigen beobachten; nachher Dormel.

Dormel (tritt äusserst niederschlagen, blaß und ermattet ins Zimmer. Seine Kleidung verräth die größte Armuth.) O meine Frau! Meine Tochter! Wir müssen umkommen. (Er wirft sich auf einen Stuhl und sieht wild umher.) Wo ist denn mein Kleiner? Ist Heinrich noch nicht zurück?

Frau Dormel. Mein liebster Mann, mich hat's geahndet; du hast nichts gekriegt?

Dormel. Kein Mitleid! Kein Erbarmen! —

Frau Dormel. Er wollte dir also nichts vorschießen?

Dormel. Keinen Pfennig! Er wüßte schon, sagte er, wie es zu gehen pflegte, wenn man

Kinderbibl. I. Bändch.

Arbeiten, die noch nicht fertig wären, zum voraus bezahlte: da erhalte man die Sachen viel später, als sonst, oder auch wohl gar niemals. Vergebens berief ich mich auf meine Ehrlichkeit; er kenne mich nicht, war seine Antwort; und so verließ er mich. O ich möchte —

Frau Dormel. Beruhige dich, mein Lieber! Es lebt ein Gott, der unsern Jammer sieht; der wird schon auf andere Weise für uns sorgen. Ich habe unsern kleinen Franz ausgeschickt; vielleicht ist er so glücklich, einen kleinen Beistand zu verschaffen.

Dormel. Hoffe nichts, meine Gute. O die Menschen, die Menschen! — Nichts, als der Tod, wird uns helfen. — Aber ich begreife nicht, wo unser Heinrich seyn mag. So lange pflegt er ja sonst niemals auszubleiben; und nun grade heute, da wir seinen Beistand mehr, als jemals nöthig haben! Das ist unverzeihlich!

Sophie. Ich höre jemand kommen; das wird er wohl seyn. (Sie geht nach der Thür.)

Dormel. Er mag mit nur nicht vor die Augen kommen!

Vierter Auftritt.

Dormel, Frau Dormel, Sophie, Heinrich.
 Letzterer ganz blaß und schwach mit verbundenen und blutigen Armen. Er trägt zwei Brode und eine Flasche Wein.

Heinrich, (indem er die Brode auf den Tisch und die Flasche auf die Erde setzt.) Da, liebe Eltern! Eßt! Es kömmt mir etwas theuer zu stehen; ich kann nicht mehr. (Er sinkt ohnmächtig auf einen alten Koffer.)

Dormel. Was bedeutet das? Wie? Sollt's die Frucht irgend einer schädlichen Handlung seyn? Ha! Unglücklicher!

Heinrich, (mit matter Stimme.) Eßt doch, sage ich. Ich bin euer noch würdig.

Dormel. Aber was bedeutet denn der Zustand, worin ich dich sehe?

Frau Dormel (indem sie das Blut an seinem Armen bemerkt.) Himmel! Blut? Geschwind, Sophie, etwas Leinwand! Wie? du hättest Händel gehabt?

Sophie. Ach! Mutter! — Sehen Sie, die eine Binde ist losgegangen; er hat zur Ader gelassen, und die Ader ist wieder aufgesprungen.

Heinrich (schwach.) Mein Vater — meine Mutter — meine Schwester — Ich that's, um euch Brod zu verschaffen..

Dormel und Frau Dormel zugleich. O Sohn! Sophie. Ach, mein Bruder!

Vater und Mutter schliessen ihn in ihre Arme, und Sophie bemüht sich, ihm die Ader zuzubinden.

Letzter Auftritt.

Dormel, Frau Dormel, Sophie, Heinrich, der Graf von Gutherz, Fränzchen, ein Bedienter des Grafen, der einen Korb voll Speisen bringt.

Der Graf. Wo sind die Unglücklichen? Wie haben sie mir so lange verborgen bleiben können?

Fränzchen. Das sind sie, lieber Herr! Sehen Sie, das ist mein Vater und das meine Mutter; sie sterben vor Hunger,

Graf. Hier, ihr guten Leute, ist ein Mittagsbrod: vergönnt mir eurer Mahlzeit beizuwohnen.

Frau Dormel. Ach! gnädiger Herr; wie rührt uns Ihre Großmuth! Aber wie könnten wir etwas genießen, so lange dieses unser liebes Kind, (auf Heinrich zeigend) — der Beste der

Menschen — in Todesgefahr ist? — Ach! Wenn Sie wüßten —

Fränzchen. Mein lieber Bruder, was ist dir? (läuft auf ihm zu.)

Graf, (zu Heinrich.) Wie? Man hätte ihn gemishandelt?

Heinrich, (mit schwacher und abgebrochener Stimme.) Nein, Herr. — Ich konnte den Zustand unserer unglücklichen Familie nicht mehr ertragen. — Da lief ich diesen Morgen voll Verzweiflung aus, in dem festen Vorsatze entweder Hilfe für sie zu finden, oder zu sterben. Ich — ach!

Graf. Erhohl er sich erst!

Heinrich, (nach einer kleinen Pause.) Ich begegnete einem meiner Freunde, der eben so arm, eben so unglücklich ist, als wir. Der Anblick meiner Verzweiflung erschreckte ihn. — Wo gehst du hin? fragt er mich; was ist dir widerfahren? — Ach! mein Freund, sagte ich; sie haben seit gestern Morgen nichts genossen — mein armer Vater — meine arme Mutter — ich weiß nicht, wo ich hingehge — weiß nicht, wo ich bin! Sie werden vor Hunger umkommen. (wird wieder ohnmächtig.)

Graf. Ein wenig Wasser!

Heinrich (der sich wieder erhohlt.) Es ist schon über. — Da sagt er, da! mein Freund, und steckte mir zwei Schillinge in die Hand. 'S ist alles was ich habe. Aber, wenn du etwas verdienen willst, so weiß ich ein Mittel. — Ach! antwortete ich: ich will gern alles thun! es wird gewiß kein schändliches Mittel seyn! Mein, erwiderte mein tugendhafter Freund; dort in jenem Eckhause wohnt ein bemittelter junger Mann, der die Wundarzneykunst lernt, um den armen Leuten auf seinem Landgute helfen zu können

wenn sie eines Wundarztes bedürfen. Er übte sich im Aderlassen und giebt denen Geld, die — Ich verstehe, sagte ich; und so lief ich hin nach dem Hause, welches er mir gezeigt hatte. Der Mann läßt mir zur Ader; erst am rechten, dann am linken Arm, weil ich ihn darum bat, um doppelt zu verdienen. Dann giebt er mir Geld, und ich laufe eiligst zum Becker und nachher zum Weinkeller und bemerkte in der Eile nicht, daß mir die eine Ader wieder aufgegangen war. Nachher sah ich wohl, aber da wollte ich mich nicht verweilen, um meine armen Eltern nicht länger schwächen zu lassen. — Und das hat mich so entkräftet. — (lebhaft) Aber glücklich, wenn durch meinen Tod das theure Leben meiner Eltern auch nur um einen Tag verlängert wird! (Reicht seinem Vater und seiner Mutter die Hand. Die Eltern weinen laut.)

Graf (gerührt.) Edler Jüngling! Du bist ein Muster von Jugend. Aber du hast einen Bruder, der dir einst gleichen wird. Dieser kleine Unglückliche, (auf Fränzchen zeigend) fiel ohnmächtig vor meiner Thüre nieder. Zum Glück sahe ich eben zum Fenster hinaus, erblickte ihn, ließ ihn herein tragen, und ein Paar Tropfen Spiritus brachten ihn wieder zu sich selbst. Ich ließ ihm Speisen vorsezen: aber er wollte nicht essen, sondern er bat mit Thränen, daß er sie mitnehmen dürfte. Meinem Vater, meiner Mutter, sagte er, muß erst geholfen werden! Könnte ich essen, indes diese verschmachten?

Dormel, (äußerst bewegt.) O meine Kinder! — Ihr verdientet ein besseres Schicksal.

Graf. Seyn Sie unbekümmert; von jetzt an nehme ich es über mich, für sie zu sorgen. So lange ich lebe, werde ich den glücklichen Augenblick segnen, der mir Gelegenheit gegeben hat,

einer eben so frommen, als unglücklichen Familie beizuspringen. Ihr Sohn ist glücklicher Weise nur entkräftet. In seinem Alter ersetzt sich das bald wieder. (Indem er einen Geldbeutel auf den Tisch wirft) Hier ist etwas, um das Nöthige zu seiner Stärkung und zu Ihrer aller Erquickung anzuschaffen. In einigen Tagen werde ich Sie mehr wissen lassen. Ich gehe so gleich — (indem er Dormel und seine Familie, die sich vor ihm niederwerfen wollen, abhält.) Keine Danksagung, Kinder! Ich bin belohnt genug durch das, was ich empfinde. —

Heinrich, (auffspringend und seine Hand ergreifend.) Noch eine Bitte, gnädiger Herr!

Graf. Und welche, mein Sohn?

Heinrich. Daß mein treuer Freund, der mir heute mit seinem ganzen Vermögen aushalf, an den Wohlthaten, die Sie mir erweisen, einen gleichen Antheil habe!

Graf. Edelmüthiger Jüngling! Wisse, daß es schon bei mir beschlossen war, auch für diesen zu sorgen. Morgen um diese Zeit bin ich wieder bei euch; Sorge dafür, daß ich ihn hier finde. (Geht ab.)

Alle sehen ihm eine Zeitlang mit schweigender Bewunderung nach; dann wirft Dormel sich mit gefalteten und gen Himmel gehobenen Händen auf die Knie und sagt mit äußerster Rührung:

Gott! Gott! Deinen besten Segen über diesen Edlen, deinen Engel, den du uns gesandt hast! Und Dank! Dank! Dank! dir, du ewige Liebe, von dem er uns gesandt ward! — (auffspringend) Auf! meine Theuern; genießt nun der Gaben unsers Vaters im Himmel, und Dank und Preis sey unser ganzes Les-

ben! — (Sie setzen sich alle, mit Freudenthränen
im Auge, zu Tische).

E n d e.

Nach dem Französischen des Herrn
Garnier.

C.

Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke!

An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;
Am Monde, wenn er freundlich lacht,
Und meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen!
Und seh's, wenn sie vorüber fliehn,
Am sanften lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte wehn,
Durch Laub, und junge Blüthe;
Nicht nur, wenn reife Saaten stehn,
Seh' ich des Schöpfers Güte:

Ich seh' sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedeckt,
Und wenn der Nord das scheue Reh
In Felsenklüfte schreckt.

Einst sah ich sie, bei stetem Glück
 In tausend, tausend Freuden;
 Nun sieht sie mein bechränkter Blick
 In kleinen, kurzen Leiden.

v. St.

An Menschen.

Schön ist es auf Gottes Welt,
 Wo die Tugend meistens lächelt,
 Stets ein West die Unschuld fächelt,
 Die sich an dem Engel hält —
 Schön ist es auf Gottes Welt!

Wahrer Leiden gibts nicht viel!
 Unmuth zaubert sich nur Leiden;
 Gott schuf unser Herz für Freuden,
 Für Gesang und Saitenspiel:
 Wahrer Leiden gibts nicht viel!

Würdig leben, würdig thun,
 Schaft aus Wüsten Lustgesilde,
 Macht die ganze Schöpfung milde,
 Läßt auf Weltruinen ruhn!
 Laßt uns leben so — und thun! —

O der Mensch hat Götterkraft
 Seine Wohlfahrt fest zu gründen!
 Menschen, wollt ihr sie empfinden,
 O seyd fromm und tugendhaft,
 Sklaven keiner Leidenschaft!

Bleibt ihr Gott und Tugend hold:
 Dann geht ihr zur Grabeschwelle,
 Sanft und still, wie eine Welle,
 Die sich über Goldsand rollt;
 Bleibt denn Gott und Tugend hold.

Der verständige Jüngling.

Der weise Lehrer Sophron sagte eines Morgens zu seinen Schülern, die, wie gewöhnlich, sich um ihn versammelt hatten:

„Der schöne Morgen, Kinder, verkündiget den angenehmsten Frühlingstag. Ihn unempfundnen und ungenutzt vergehn zu lassen, wäre Schade. Die ganze Natur scheint ihn zu feiern; auch uns soll er Festtag seyn. Genießet ihn, ein jeder wie er will; wer von euch sich am besten zu vergnügen weiß, wird ihn am besten begangen haben; denn zur Freude hat ihn Gott erschaffen.“

So führe uns denn, geliebter Vater, sagte Kleon, der hoffnungsvollste seiner Schüler; so führe denn du uns selbst an deiner Hand zu solchen Freuden, von denen du wünschest, daß wir sie heute schmecken mögen. Und Sophron antwortete:

„Nicht so, mein Lieber! Ihr nähert euch den Jahren, in denen ihr euch selbst zu führen wissen müßt. Der heutige Tag sey

eine Vorbereitung dazu. Ich werde vor Morgen euch nicht wieder sehen. „

Und so verließ er sie.

Da giengen nun die Schüler unter sich zu Rathe, was sie vornehmen sollten, um diesen Tag so recht nach Herzenslust zu feiern. Der eine schlug dies, der andere jenes vor; und lange konnten sie sich nicht vereinigen. Endlich galt der Rath des einen, den seine Mitschüler für den Klügsten hielten, weil er der Älteste war.

„Auf! sagte dieser, laßt uns aufs Land zu einem mir bekannten Hause gehen. Wir haben alle unser Wochengeld gespart; dafür können wir dort uns eine schöne Mahlzeit mit Wein und Kuchen zurichten lassen, und mit dem übrigen Gelde ein angenehmes Spielchen treiben, das ich euch lehren will.“

Dieser Anschlag wurde von allen gebilliget. Nur Kleon stellte ihnen vor, daß der Wein für junge Leute schädlich sey, und daß das Spielen um Geld unter die thörigsten und gefährlichsten Vergnügungen gehöre.

„So bleibe denn du zu Hause!“ sagte der Anführer der Uebrigen; und machte sich mit seinem Hausen auf den Weg. Und Kleon blieb.

Nachdem er sich eine Weile bedacht hatte, beschloß er, sich mit seinem Taschengelde ein Vergnügen zu erkaufen, welches nicht so vorübergehend, als die heutigen Vergnügungen seiner Freunde, wäre, und wobei er keine Reue zu besorgen hätte.

Er gieng also nach dem Buchladen, und kaufte sich ein Buch, welches er von seinem Lehrer oftmals hatte rühmen hören; und damit wanderte er vergnügt zum Thor hinaus.

Er nahm seinen Weg nach einem einsamen Lustwäldchen, wo er wußte, daß er in seinem Vergnügen nicht würde gestört werden. Hier setzte er sich, gleich beim Eingange, unter einem schattigten Baume nieder.

Vor ihm lag die herrlichste Gegend ausgebreitet. In einer kleinen Ferne blickte die Stadt mit ihren Thürmen hervor, die sich in dem vorbeistießenden Strohme spiegelten. Auf der andern Seite sahe er Felder, Wiesen, Dörfer, Gärten und Auen, welche diese Gegend zur angenehmsten Landschaft machten. Kleon war oußer sich vor Vergnügen, da er dies Alles vor sich sah.

Jetzt zog er sein Buch hervor. Er fand darin manche rührende Schilderung der tausendfältigen Wohlthaten Gottes in der Natur, die ihm sehr zu Herzen gieng. Da er aber endlich an die Stelle kam:

Der alle dem zu seyn gebot,
 Muß doch gern geben mögen!
 Sein ist der Stern, das Morgenroth,
 Die Sonn' und all' der Segen,

Den hingegossen dort und hier
 Und hier und dort wir sehen. —
 Das Herz im Leibe brannte mir;
 Ich mußte stille stehen.

Und wankte, wie ein Mensch im Traum
 Wenn ihn Gesichte dengen;
 Umarmte einen Eichenbaum
 Und blieb so an ihm hängen.

Da er an diese Stelle kam, und sie unter lauten Herzsschlägen durchgelesen hatte, ließ er das Buch aus der Hand fallen, und versank in Empfindung der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott.

Er sahe die Wunder seiner Schöpfung an, und es war ihm, als wenn er ihn selbst sähe; er hörte das Lispeln des Windes, den Gesang der Vögel, das Rauschen des Wasserfalls, und es war ihm, als wenn er ihn selbst hörte. Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe preßten eine süße Freudenthräne aus seinen Augen.

Plötzlich warf er sich anbetend hin auf seine Knie, und seine Gedanken wurden zu lauten Worten:

„Alles, rief er aus, alles, was ich sehe und höre und fühle, überzeugt mich, o mein Schöpfer, daß du eben so gütig, als mächtig bist; und daß du nichts mehr wünschest, als uns gut und glücklich zu sehen. Ich übergebe mich deiner väterlichen Leitung; mache du mich gut, mein Vater, so werde ich glücklich seyn.“

Hier erstifte ein Wonnegesühl die Worte in seinem Munde; er sprach nur noch durch nassen Himmel gerichtete Blicke und durch aufgehobene Hände. Was er alles fühlte, läßt sich durch Worte nicht beschreiben.

Da endlich der Abend herannahete, kehrte er mit heiterem Gemüthe nach der Stadt zurück, und dachte unterwegs nach, wie er es anfangen wollte, um täglich besser und seinem Schöpfer wohlgefälliger zu werden. So kam er endlich wieder zu Hause an! und auf einen so wohl angewandten Tag folgte bei ihm ein sanfter, erquickender Schlaf.

Am andern Morgen war er der erste, der sich freudig und voll Lernbegierde bei seinem guten Lehrer einfand. Wo sind denn die Uebrigen, fragte dieser?

Indem trafen zwei derselben mit niedergeschlagenen Augen und mit bleichen Wangen zu ihm ins Zimmer. Der bloße Anblick zeigte, daß es

ihnen nicht so gut, als ihrem Freunde, müsse ergangen seyn.

Was fehlt euch, Kinder? fragte Sophron, indem er mitleidig auf sie herab sahe. — Darauf erzählten sie ihm mit Schaam und Reue folgende traurige Geschichte!

„Wir giengen nach dem Gasthose zu Lienthal. Da ließen wir uns eine Mahlzeit zureichten, und eine Flasche Wein dazu geben. Wir waren alle recht vergnügt; aber da wir jeder ein Paar Gläser Wein getrunken hatten, wurde uns der Kopf schwindlich, und wir wußten nicht recht mehr, was wir thaten. Wir machten also allerlei Unfug, schmissen die Gläser entzwei und warfen Tische und Stühle um.“

„Einer von uns ließ sich von dem Wirth Karten geben. Da kam ein fremder Mann, der auch in dem Gasthose war, und sagte, er wolle uns ein schönes Kartenspiel lehren, wenn wir mit ihm spielen wollten; und wir setzten uns mit ihm an den Tisch.“

„Es dauerte aber nicht lange, so hatte er uns allen das Geld abgewonnen. Da wir darauf weggehen wollten, weil es Abend wurde, sagte der Wirth, daß wir ihm erst bezahlen müßten, und foderte viel Geld.“

„Wir versprachen, daß wir ihm das Geld den andern Morgen schicken wollten; aber er packte einen von uns an, und führte ihn mit Gewalt in eine Kammer, worin er ihn verschloß. Nun, sagt er, könnt ihr andern gehen, und morgen wieder kommen, um euren Kameraden einzulösen.“

Da alles unser Bitten nichts helfen wollte, giengen wir endlich nach der Stadt zurück.“

Hierauf fragte der Lehrer: es waren eurer ja sechs; wo sind denn die andern drei?

„Ach! antworteten sie, die liegen noch alle zu Bette, weil sie vor Kopfschmerzen nicht aufstehen können.“

Und, fragte Sophron ferner, was wollt ihr denn wegen eures gefangenen Freundes thun?

Sie antworteten! „Wir wollen, wenn Sie es uns erlauben, einige unserer Bücher verkaufen, und das Geld dem Gastwirth bringen, damit er ihn loslasse.“

Sophron hieß sie auf ihr Zimmer gehen, und seiner allda zu warten. Er schickte darauf nach dem nah gelegenen Gasthose, ließ den Wirth bezahlen, und den jungen Menschen nach Hause führen. Dann verfügte er sich auf das Zimmer der Kranken, und ließ die Andern alle, nebst Kleon, dahin rufen.

Er sahe sie hierauf alle einige Augenblicke mit Mitleid und Betrübniß schweigend an. Dann rief er Kleon auf, ihnen zu erzählen, womit er am vergangenen Tage sich allein vergnügt habe.

Der bescheidene Jüngling unterdrückte in seiner Erzählung alles, was ein in Selbstlohe ähnlich sah, und erzählte bloß: wie viel Vergnügen ihm die Lesung seines Buchs und die Betrachtung der schönen Natur verursacht habe.

Ihr seht, meine Lieben, fuhr Sophron darauf fort, wie verschieden eure gestrigen Belustigungen gewesen. Wessen Vergnügungen mögen nun wohl die besten gewesen seyn! Eure oder Kleons seine?

Kleons Freude ist durch kein Misvergnügen unterbrochen worden; die Eurige aber auf mehr, als eine Weise; denn der Wein hat euch schwindlich und halb wahnsinnig gemacht, ihr habt euer Geld verspielt, und habt euch von dem Gastwirth müssen hart begegnen lassen.

Kleon hat sanft geschlafen, und ist gesund und munter aufgestanden; ihr hingegen habt alle eine unruhige Nacht gehabt, leidet noch Kopfschmerzen, und seyd heute unlustig und unfähig zu jeder nützlichen Arbeit.

Kleon darf heute und immer mit froher Selbstzufriedenheit auf den gestrigen Tag zurück sehen; ihr aber könnt heute und immer nicht anders, als mit Scham und Reue an die Unbesonnenheiten denken, die ihr gestern begangen habt.

Kleon ist, wie ich nicht zweifle, durch sein gestriges Vergnügen auf dem Wege der Selbstbesserung um einige Schritte weiter gekommen; ihr hingegen seyd um eben so viele Schritte zurückgegangen; und hätte meine Liebe gegen euch es nicht verhindert, so wäret ihr in der unglücklichen Nothwendigkeit gewesen, Verbrechen auf Verbrechen häufen zu müssen. Denn hätte ich eure Schulden nicht bezahlt, so hättet ihr entweder euren gefangenen Freund in Stiche lassen, und der Schande Preis geben, oder eure Eltern bestehlen müssen. Oder wäre es etwa kein Diebstahl gewesen, wenn ihr die Bücher verkauft hättet, die eure Eltern euch nicht zum Verkauf gegeben, sondern bloß zum Gebrauch anvertrauet haben?

Also noch einmal, wessen Vergnügungen sind nun wohl die vernünftigsten und besten gewesen?

Alle gestanden einmüthig, daß Kleon vernünftig, sie aber thöricht gehandelt hätten.

Wohl! versehe Sophron; aber was ist denn nun euer Vorsatz in Ansehung eurer künftigen Vergnügungen?

Einer rief dem Andern vor! daß sie von nun an immer Kleons Beispiel folgen, und nie wieder etwas gegen seinen Rath unternehmen wollten

Gut, Kinder, sagte darauf der gütige Lehrer, recht gut; aber bald wird die Zeit kommen, da ihr euch selbst überlassen, der Eine hierhin, der Andere dorthin, werden zerstreuet werden. Dann werdet ihr keinen Führer, auch nicht immer einen weisen Freund in der Nähe haben, nach dessen Rath und Beispiel ihr euch richten könntet.

Dann, o ihr Lieben, dann müsse euer eigenes Gewissen euer Freund und Führer seyn. Dann unternehmet doch ja nichts, als was dieses für recht und gut erklärt, und vermeidet doch ja alles, was von diesem gemisbilliget wird. Sprecht, wollt ihr das?

Sie sahen, daß ihm bei dieser Frage die Thränen in die Augen traten, und stürzten sich mit stummer wehmüthiger Empfindung in seine Arme.

C.

Das Beilchen und der Dornstrauch.

Lächelnd stand das Beilchen da,
In dem stillen Reize; sah
Nach Bewundrern sich nicht um;
Demuth war sein Eigenthum.

Du bist, sprach ein Dornenstrauch,
Immer fröhlich: weißt du auch,
Daß im Thal du nicht allein
Blume bist? — du bist klein;

Und dein bischen Wohlgeruch, —
Armes Ding, ist das genug?
Glaub' es, man bemerckt dich kaum
In der weiten Schöpfung Raum.

Sieh

Sieh einmal die Rose an,
Jene Stolze! Jedermann
Heißt sie Königin, und spricht;
Ihr gleicht keine Blume nicht.

Sittsam mit Bescheidenheit
Lacht das kleine Veilchen; streut
Süßen Wohlgeruch um sich,
Und das Thal erfreute sich.

Wenn ich! sprachs mit frohem Sinn,
Nur ein gutes Veilchen bin!
Meines kleinen Kelches Duft
Füllt zwar nicht die ganze Luft;

Aber doch der kleine Kreis,
Den ich füllen kann, er weiß
Mir zu danken, und ich bin
Glücklich, wie die Königin.

Ist die Rose schöner gleich,
Ist ihr Kelch an Düften reich,
Kömmt das Biennen doch von ihr
Auch um Honig noch zu mir.

Und oft sitzt die Schäferin
Neben mir im Grase hin,
Dankt mit einem Seufzerchen
Meinem Dufte, heißt mich schön;

Sieht zum Himmel dankbar auf,
Schickt ihr Seufzerchen hinauf,
Spricht: o Schöpfer, Dank sey dir!
Auch dies Veilchen schuffst du hier. —

Glaub' es, lieber Nachbar, nur:
Immer weiß' ist die Natur.
Weise gab sie Rosen Pracht,
Weis' hat sie mich Klein gemacht.

Karolina Rudolphi.

Die bestrafte Eitelkeit.

Ein kleines Schauspiel.

Personen.

Herr Arens, ein Kaufmann.

Frau Arens, dessen Gattin.

Kristel, ihr Sohn.

Jakob, ein jünger Bursche vom Lande.

Zwei Gesellschafter.

Erster Auftritt.

(In Herrn Arens Hause auf dem Flur.)

Herr Arens und Frau Arens.

Herr Arens.

Da spaziert unser Kristel wieder mit dem Buche in der Hand auf dem Hofe herum! Ich fürchte, ich fürchte, daß es mehr aus Eitelkeit, als aus Lernbegierde geschieht, daß er sich immer so mit Büchern trägt!

Frau Arens. Und woher kömmt dir diese Besorgniß, mein Lieber?

Herr Arens. Woher? Bemerkst du nicht, wie er bald hieher, bald dorthin blickt, um zu sehen, ob auch wohl jemand auf ihm acht habe?

Frau Arens. Aber seine Lehrer geben ihm doch das Zeugniß, daß er recht fleißig lernt; und alle sagen ja, daß er für sein Alter schon sehr viel wisse!

Herr Arens. Wohl wahr; aber wenn meine Besorgniß gegründet ist, daß sein Wissen

Wissen ihn schon eitel gemacht hat, so sollte es mir tausendmal lieber seyn, wenn er noch gar nichts wüßte, und sein bescheiden geblieben wäre.

Frau Arens. Noch gar nichts?

Herr Arens. Ja, Frau! Ein Mensch ohne alle gelehrte Kenntnisse, der bescheiden, arbeitsam und redlich ist, ist ein weit nützlicheres und ehrwürdigeres Glied der menschlichen Gesellschaft, als der größte Vielwisser, dem seine Gelehrsamkeit den Kopf verdreht und das Herz aufgebläht hat.

Frau Arens. Wir wollen nicht hoffen, daß das bei unserm Kristel je der Fall seyn wird.

Herr Arens. Der Himmel verhüte es! Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn heute mit aufs Land nehmen, und ihn da ein Paar Monate zubringen lassen. — Aber da kommt er ja hergegangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Kristel, nachher auch Jakob.

Kristel. (Mit dem offenen Buche in der Hand, ohne die Augen davon aufzuschlagen.) Mutter, da ist der dumme Bauerjunge wieder, der immer was zum Verkauf bringt.

Herr Arens. Kristel, was berechtigt dich, diesen Burschen dumm zu nennen?

Kristel. Hat er doch nichts gelernt!

Herr Arens. Aus Büchern, meinst du? Aber vielleicht hat er andere Dinge gelernt, die du nicht kannst! Oder meinst du, daß Verstand und Geschicklichkeiten nur aus Büchern geschöpft werden? Da würdest du eine thörichte Meinung haben. — Sollst mit uns aufs Land fahren; mache dich fertig und komm nachher zu mir in mein Kabinet.

(Geht ab.)

Frau Urens. Sage dem Jakob, daß er hier warfe; ich will die Köchinn herunter schicken.

(Ab.)

Kristel. (zu Jakob) Du! — Hierher! Sollst hier warfen.

Jakob (tritt herein.) Gott grüß, junger Herr!

Kristel. Sein Diener! (Macht ihm eine spöttische Verbeugung,)

(Jakob stellt sich mit seinem Korbe an die Wand, und behält den Hut in der Hand. Kristel geht vor ihm auf und nieder, und grinzet ihn an, so oft er bei ihm vorüber geht. Jakob sieht ihn mit großen Augen an, als einer, der nicht weiß, was der andere will.)

Kristel. Du, wie groß ist wohl der Mond?

Jakob. Wie ein Pfankuchen, Herr!

Kristel. Ha! ha! ha! — Ueber den einfältigen Bauerlummel!

(Jakob begnügt sich, ihn starr anzusehen, und Kristel fährt fort, auf und nieder zu gehen.)

Kristel. Hast du den diesjährigen Musenalmanach schon gelesen?

Jakob. Müschö, was Sie da nennen, davon steht nichts in unserm Evangelienbuche, und im Katechismus auch nicht.

Kristel. Ha! ha! ha! — O über den einfältigen Tölpel! Als wenn der Musenalmanach auch zum Evangelienbuche gehörte!

(Jakob schweigt abermals, und Kristel geht wieder auf und ab.)

Kristel. (Auf Jakobs Hände zeigend.) Wo hast du denn das dicke Elephantenleder zu deinen Handschuhen hergekriegt?

Jakob. Mit Gunst, Herr; es sind nur meine bloßen Hände.

Kristel. Fi! da könnte man ja Schuhsohlen herauschneiden, so dick ist die Haut darauf?

Jakob. Von Faulenzen ist sie so dick nicht geworden. Sie haben gut sprechen; das glaube ich — Und doch, Herr, mögt ich mir ihr Leben nicht wünschen. Wacker arbeiten, und seinen Nebenmenschen ungehuldelt lassen, das geht'r mit: Adjüs! (Will abgehen; wird aber von der Köchin in die Speisekammer gerufen.)

Kristel. Ich glaube gar, der Bauerkölpel wurde ungehalten; ei sehe doch! — Aber ich soll mich ja reisefertig machen. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Auf dem Lande, beim Eingange des Waldes.)

Herr Arens, Frau Arens, Kristel, ein Paar Gesellschafter.

Herr Arens. Es ist doch wirklich ein schöner Abend! Ich dächte, wir giengen immer hier vorn am Walde fort, um nicht durch das Gebüsch gehindert zu werden, den Untergang der Sonne anzusehen?

Erster Gesellschafter. Wie's Ihnen beliebt! — Sie wird heute sehr schön untergehen; — der westliche Himmel ist ungemein heiter.

Herr Arens. Und ist schon alles so still und so ruhig in der Natur! — Hören Sie die Nachtigall?

Zweiter Gesellschafter. O herrlich! — Wie sie wirbelt und kräuselt! —

Herr Arens. (Zu Kristel, der sich mit einem Buche in der Hand etwas entfernt hat.) Kristel! So komm doch her, und bleib bei der Gesellschaft! Hörst du die Nachtigall schlagen?

Kristel. Ich lese hier etwas, was mir mehr Vergnügen macht.

Erster Gesellschafter. (Zu Herrn Arens.)
Wenn das Ernst ist, so bedaure ich den Kleinen;
und wenn's nicht ist — doch da sey Gott vor,
daß er sich nur so stellen sollte!

Herr Arens. Komm, komm, Kristel, und
sey kein Narr!

Kristel. (Sich immer mehr entfernend.) So
erlauben Sie mir doch, daß ich meine Wißbegier-
de befriedigen darf!

Herr Arens. Nun so befriedige sie denn,
und geh, wohin du willst.

Frau Arens. Aber Kind, er könnte sich ver-
irren!

Herr Arens. Mag er doch, wenn ers nicht
besser haben will. (Gehen alle vorüber.)

Kristel. (Ihnen nachsehend.) Nun sind sie
weg, und ich brauche mich nicht mehr zu ver-
stellen. (Steckt das Buch in die Tasche.) — Was
doch die Fremden von meinem Fleiße denken wer-
den! Ich möchte jezt wohl ein Vögelchen seyn,
und ihnen nachfliegen, um zu hören, wie sie
mich loben werden. Aber still, ich will's noch bes-
ser machen. Ich will mich da durchs Gebüsch
schleichen, und so immer fortgehen, daß sie mich
nicht wieder finden können, und dann glauben,
daß ich mich im Lesen und Nachdenken verirrt
habe. Ich habe einmal gehört, daß es die Ge-
lehrten so zuweilen machen sollen. Daß dich,
da werden sie mich auch für einen Gelehrten hal-
ten; und dann wird's an ein Loben gehen! Aber
ich glaube gar, sie kommen schon zurück; ich muß
nur laufen, daß sie mich nicht sehen. Hurtig!
(Läuft ins Gebüsch.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen auffer Kristel.

Herr Arens. Wo doch der wunderliche Junge mag geblieben seyn!

Frau Arens. Sagt' ichs nicht, Kind, er könnte sich verirren? Himmel, wenn er nun nicht schon zu weit ist!

Herr Arens. Sey unbesorgt! — (rufend) Kristel! — He! Kristel! Wo bist du? Horst du nicht? Kristel!

Erster Gesellschafter. Wir wollen uns vertheilen, um ihn aufzusuchen. Bleiben Sie mit Madam hier, ich gehe dahin.

Zweiter Gesellschafter. Und ich dort hin; seyn Sie unbesorgt, wir werden ihn schon finden! (Beide gehen ab.)

Frau Arens. (Nach einer Pause.) Ich höre nichts. Himmel, wenn sie ihn nicht fänden!

Herr Arens. Nun?

Frau Arens. Was würde aus dem armen Jungen werden! Und was aus uns, wenn er die Nacht im Walde bleiben müßte?

Herr Arens. Kind, du weißt, daß ich ihn nicht weniger liebe, als du; aber die Wahrheit zu sagen, es würde mich eben nicht sehr betrüben, wenn sie ihn nicht fänden.

Frau Arens, Wie meinst du das?

Herr Arens. Ich bin nun völlig überzeugt, was ich diesen Morgen bloß vermuthete, daß der Junge den Kopf voller Eitelkeit hat, und daß er alles, was er thut, bloß deswegen thut, um bewundert zu werden. Es ist mir gar kein Zweifel übrig, daß er bloß deswegen auch vorher sich von uns entfernte, und sich stellte, als wenn er so verpicht aufs Lesen wäre, damit die Fremden nur von ihm sprechen sollten. Das bekümmert mich

mehr, als wenn wir ihn verloren hätten: denn ich sorge, ich sorge, daß die Krankheit seiner Seele, die ich leider! zu spät bemerkt habe, schon unheilbar geworden sey! Und dann ist er und bleibt er zeitlebens ein unglückseliges Geschöpf! — Vielleicht aber, daß es etwas zu seiner Besserung beitragen kann, wenn er seiner Narrheit wegen eine Zeitlang in der Irre herumgehen und einige Beschwerlichkeiten erdulden muß.

Frau Arens. Wenn nur die Nacht nicht schon hereinbräche! Gott! da kommen sie wieder, und bringen ihn nicht. Ich Unglückselige!

Die beiden Gesellschafter. Alle unsere Mühe ist vergebens gewesen. Er ist nirgends zu finden. Wir wollten Ihnen nur sagen, daß sie nicht länger auf uns warten möchten; denn wir wollen jetzt den ganzen Wald durchlaufen, und nicht eher zu Hause kommen, als bis wir ihn gefunden haben.

Herr Arens. Meine Herren, ich bitte Sie, geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich habe meine Ursachen, warum ich wünsche, daß mein Sohn sich in dieser kleinen Verlegenheit selbst helfen möge.

Frau Arens. Aber, Kind, bedenke doch —

Herr Arens. Ich habe alles bedacht; der Junge ist schon eilf Jahr alt. Wenn er seinen Verstand brauchen will, so kann er sowohl aus dem aufgehenden Monde, als auch aus der Richtung des Abendwindes schliessen, wohin er sich wenden müsse, um wieder nach Hause zu finden.

Frau Arens. Aber wenn er nun —

Herr Arens. Und wenn er nun auch nicht so klug wäre, sich nach diesen Merkmalen zu richten, und also die ganze Nacht im Walde zubringen müßte: mag's! Die Nächte sind jetzt nicht sehr kalt, der kleine Wald ist überall ganz sicher,

und vor Hunger wird er auch nicht gleich sterben. — Hat er sich selbst aus Murrheit in Verlegenheit gebracht, so mag er sich nun auch selbst wieder heraushelfen. Sey nur ruhig, gutes Weib! Es ist besser, etwas, auch mit Gefahr seines Lebens, zu wagen, als ihm durch zu große Sorgfalt eine Gelegenheit zur Besserung zu entziehen. Komm Liebe; kommen Sie, meine Freunde; ich bin sein Vater, und weiß, was ich thue.

(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Kristel. (Tief im Walde hin und herlaufend.) Was habe ich gemacht? — Ich Unglücklicher! Wie werde ich mich durchfinden? Es ist schon Nacht; und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll — (Er ruft.) Vater! Vater! — Wehe mir! Es antwortet keiner. O ich armer, armer Mensch, was soll ich anfangen? (Er weint.) — Vater! o lieber Vater, wo sind Sie? antworten Sie doch ihrem armen unglücklichen Sohne; — Himmel! Was regt sich da im Gebüsch! Wenn's ein Wolf wäre! O Jammer! Hilfe! Hilfe!

Jakob. (Der auf das Geschrei herbeiläuft.) Was giebts hier? Wer schreit da? (Indem er Kristeln gewahr wird.) Aber sieh, sieh! Ei in aller Welt, junger Herr, wie kommen denn Sie hier her?

Kristel. (Seine Hand ergrcifend.) O mein herzensfüßer, liebster Jakob! Ich habe mich verirrt.

Jakob. (Macht anfangs ein Paar große Augen und bricht endlich in ein lautes Lachen aus.) Ha! ha! ha! — Ei zum Geier, Herr, für wen sehen Sie mich denn an? — Ich? Ihr herzensfüßer, Ihr liebster Jakob? Hi! hi! hi! — Ge-

wiß Sie irren sich; ich bin ja nur ein dummer Bauerlummel! Wissen Sie denn nicht? — Fi! lassen Sie meine garstige Hand los, die ist ja von Elephantenleder!

Kristel. O mein bester Freund! verzeihe er meine Beleidigungen, und bringe er mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater. Er soll auch ein gutes Trinkgeld erhalten.

Jakob. (Vor ihm auf und niedergehend.) Haben Sie schon den diesjährigen Musenalmanach gelesen?

Keistel. (Schlägt vor Scham und Reue die Augen nieder.) Ach!

Jakob. (Den Finger an die Nase legend und gen Himmel sehend.) Aber, sagen Sie mir doch, mein liebes gelehrtes Herrchen, wie groß mag wohl eigentlich der Mond seyn?

Kristel. (Schluchzend.) Ach! — aus — Barm — Barm — her — her — herzig — keit —

Jakob. Nun, sieht der Herr, daß man ein dummer Bauertölpel seyn und doch zu vielerlei nützen kann, und also deswegen nicht verächtlich ist? Was gäben Sie nicht jezt darum, wenn Sie, statt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wußten, und so wie unser Eins, sich nichts daraus machten, ob's Tag oder Nacht ist, ob Sie einer begleitet oder nicht?

Kristel. Ich erkenne ja mein Unrecht, und verspreche ihm, daß ich nie, nie wieder so thöricht seyn will.

Jak. Schon gut; aber das könnte wohl nur eine Nothbuße seyn, die nicht Stich hielte. Der Herr muß erst ein wenig fühlen, was es auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind für einen Budelhund zu halten, mit dem man umspringen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn darnach

Frähefe. — Aber, damit Sie sehen, daß ein braver Bauer nicht rachgierig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten, da wo ich die Pferde hüte, und Sie Morgen früh wieder zu Ihrem Vater bringen. Kommen Sie, ich will Schlafkammer und Bettstelle mit Ihnen theilen.

Kristel. O mein gütiger Freund!

Jakob. (Unter einem Eichbaume sich niederlegend.) Nun Herr, bedienen Sie sich Ihrer Freiheit. (Indem er sich einen Stein unter den Kopf rückt.)

Kristel. Wo ist denn seine Schlafkammer?

Jakob. Wir sind mitten drin! — Und dies hier (auf den grünen Boden schlagend) ist mein Bett. Nehmen Sie Platz!

Kristel. Ach! sollen wir denn so unter freiem Himmel liegen?

Jakob. Ich versichere Sie, junger Herr, der König selbst hat keine solche Bettsponde! Schauen Sie nur über sich, unter welchem schönen Betthimmel wir hier schlafen! Sehen Sie, er ist ganz mit Karfunkeln besetzt, und dort (auf den Mond zeigend) ist unsere Nachtleuchte. — Nun, wie ist's Ihnen?

Kristel. Ach! liebster Jakob, mich friert und hungert gar zu sehr!

Jakob. O! dazu kann ja Rath werden. Machen Sie doch ein Feuer an; und hier sind ein Paar Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu, so gut Sie es gelernt haben.

Kristel. Lieber Gott! Wie soll ich das anfangen? Ich habe ja kein Feuer, und Kartoffeln habe ich nie gekocht.

Jakob. (Lachend.) Ei! Stand denn nichts davon in ihren Büchern?

Kristel. Nichts, lieber Jakob.

Jakob. Nun, so sollen Sie denn gleich sehen, daß ich gelehrter, als Sie und alle Ihre Bücher, bin! — Ein klein wenig Geduld! (Holt sein Feuerzeug aus der Tasche und schlägt an.) Pink! da haben wir schon Feuer; und nun (indem er eine Handvoll trockenes Gras nimmt, den glimmenden Zunder hineinthat, und es hin und her schwenkt, bis es Flamme fängt) — soll der Heerd bald bestellt seyn! (Er legt Reisholz auf das brennende Gras.) Da sehn Sie! — Nun her unsere Braten! (Legt die Kartoffeln ans Feuer.) Ich stehe dafür; sie sollen gewiß gut schmecken.

Kristel. O mein Freund, wie soll ich ihm vergelten, was Er für mich thut?

Jakob. Als wenn ichs deswegen thäte! Schade was fürs vergelten! Ist's nicht schon Lohn genug, wenn's einem so wohl dabei ist? — Aber warten Sie ein wenig; mittlerweile daß die Kartoffeln braten, holle ich Ihnen ein Paar Bund Heu von der Wiese; da sollen Sie drauf schlafen wie ein Prinz! (Geht.)

Kristel. Ich unbesonnener! Wie konnt' ich doch so dumm und so ungerecht seyn, diesen Menschen zu verachten? — Was bin ich gegen ihn? Wie klein werde ich in meinen eigenen Augen, wenn ich sein Betragen gegen das Meinige halte? — Aber das soll mir auch nie wieder begegnen! Von nun an, will ich keinen Menschen mehr gering schätzen, und nicht mehr so eitel und so hochmüthig seyn, als ich gewesen bin! —

Jakob. (Brinat ein Paar Bund Heu.) Da! — Und nun laßt sehen, was unsere Braten machen? — O sie sind schon fit und fertig! — Nehmen Sie, nehmen Sie, weil sie warm sind; so schmecken sie am besten!

Kristel. Aber er wird doch mitessen?

Jakob. Dasmal nicht; es ist just für Sie, junger Herr.

Kristel. Aber —

Jakob. Lassen Sie's gut seyn; ich esse fürwahr nicht mit! Mich hungert nicht. — Nun, wie schmeck't's?

Kristel. Vortreflich, lieber Jakob!

Jakob. Gelt! es schmeck't hier besser, als in der Stadt?

Kristel. O viel, viel besser!

Jakob. Nun, wenn sie fertig sind; so legen Sie sich hier nieder. (Er breitet das Heu aus.) Ich will denn schon sehen, daß das Feuer nicht ausgehen soll. (Kristel legt sich.) So! und damit decken Sie sich. (Indem er seine Jacke auszieht und sie ihm auflegt.) Und nun gute Nacht!

Kristel. Guter Jakob, ich möchte weinen, daß ich ihn so verkannt habe.

Jakob. Nichts mehr davon! Gute Nacht, gute Nacht! Morgen weckt uns die Lerche. (Kristel schläft ein, und Jakob bleibt bei ihm sitzen, um das Feuer zu unterhalten.)

Sechster Auftritt.

Gegen Morgen.

Kristel (noch schlafend) und Jakob.

Jakob. (Ihn anrühend.) Nun, Herr Schlafkammerad, wird's jezt genug seyn? Die Lerche trillert schon ihren Morgengesang und die Sonne wird gleich hinter dem Berge hervorkommen. Wollen wir uns nun aufmachen, um zu Ihren Eltern zu gehen.

Kristel. (Sich die Augen reibend.) Ja — ja — gleich! — guten Morgen, lieber Jakob!

Jakob. Schönen Dank! Wie haben Sie geschlafen?

Kristel. (Aufstehend.) Recht gut, mein Lieber. Da hat er sein Kamisol wieder, und tausendmal Dank —

Jakob. Sagen Sie nichts davon; 's ist gern geschehen. Nun marsch! nach Hause; ich führe Sie.

Siebenter Auftritt.

(Herr Arens Landhaus.)

Herr Arens, Frau Arens, die beiden Gesellschafter und nachher Jakob und Kristel.

Herr Arens. Sieh dich zufrieden, liebe Frau; es wird, will's Gott! alles gut gehen; ich will einige Leute nach ihm ausschicken. — Aber wer pocht draussen? (die Thür aufmachend.) Sieh, sieh!

Frau Arens. (Ihren Sohn erblickend.) Gott sey Dank! — O, du unartiges Kind, was hast du uns diese Nacht für Kummer gemacht!

Kristel. Verzeihung, liebste Mutter, und Sie, bester Vater! Verzeihung! (ihnen die Hand küssend.) Sie erhalten Ihren Sohn besser wieder, als Sie ihn verloren hatten.

Herr Arens. Wie das?

Kristel. Ich bekenne, daß ich ein eifler Beck gewesen bin. Was würden Sie demjenigen geben, der mich gebessert hätte?

Herr Arens. Alles, was in meinem Vermögen steht.

Kristel. Sehen Sie hier (auf Jakob zeigend) meinen lieben Lehrmeister, meinen Wohlthäter, meinen Erretter! Ihm habe ichs zu verdanken, daß ich aufgehört habe, ein Beck zu seyn.

Herr Arens. Wenn das wahr ist, mein lieber Jakob, so sollst du so lange ich lebe, ein Jahrgeld von fünfzig Thalern genießen.

Jacob. O mein Herr, das verdiene ich nicht; Sie machen, daß ich gar nicht predigen kann.

Herr Wrens. Kommt, laßt uns hier hinein zum Frühstück gehen; und dann, Kristel, erzähle uns alles, was mit dir vorgegangen ist! Wie glücklich wirst du deine gute Mutter und mich machen, wenn du uns überzeugest, daß deine Besserung aufrichtig und von Dauer sey! (Kristel, nimm Jacobs Hand und sie gehen alle in das Nebenzimmer.)

M o r g e n l i e d.

Auf, Brüder, auf! der Tag bricht an;
Die hohe Sonne fährt heran;
Auf, muntre Brüder, säumel nicht,
Uns weckt, uns winkt ihr freundlich Licht!

Ha! wie sie dort in Königspracht
Herab auf grüne Fluren lacht!
O! seht sie Segen und Gedein
Auf den erwachten Erdball streun!

Sie läuft den Weg (ein frommer Held!)
Zu segnen eine halbe Welt,
Sie fährt einher mit Schöpferkraft,
Und schweigt und glüht, erwärmt und schafft.

Der ächten Tugend Ebenbild;
Auch wenn sie sich in Wolken hüllt,
Auch wenn sie ihren Glanz verhält,
Noch liebt, noch segnet sie die Welt.

Gott, dessen Allmacht sie erschuf,
Du schufst auch uns mit dem Beruf —

Nicht mit der hohen Schöpferkraft,
Die solche Wunder um uns schafft —

Doch mit dem seligen Beruf,
Mit dem dein Wink die Sonne schuf,
Zu thun zum Glücke deiner Welt,
Was unsern Kräften möglich fällt.

Zwar kam für uns noch nicht die Zeit
Zum Thun — o wär sie nicht mehr weit!
Doch Guts zu lernen, niemals ruhn,
Dies, Brüder, sey jezt unser Thun!

O seht! O seht! Sie nähert sich,
Und alles, alles freuet sich!
Und alles dankt, und alles singt
Dem Gotte, der sie wieder bringt!

Auf, Brüder, auf! Zum Lobgesang
Des Schöpfers kön' auch unser Dank!
Dank sey dem Herrn, der sie gemacht,
Auch von uns Kleinen jezt gebracht!

Karoline Rudolphi.

G e s p r ä c h.

Sinz und Kunz.

Sinz.

Hast eine edle That gethan!
Dafür will ich dir lohnen;
Vor Mann und Weib, und Weib und Mann,
Die in Europa wohnen,
Dich loben öffentlich darob.

Kunz.

Kunz.

Werd' ich denn edler, besser durch das Lob?

Sinz.

Wie? edler? besser? — Nein!

Kunz.

So laß es lieber seyn.

Claudius.

Die belohnte Rechtschaffenheit.

Martens war im niedersächsischen Kreise, ohnweit Braunschweig, geboren. Seine armen Eltern starben, noch ehe er reden konnte, und hinterliessen ihm nichts. Er wurde also von Almosen erzogen; und alles, was man ihn lernen ließ, bestand in Lesen und Schreiben.

Von seinem funfzehnten Jahre an diente er auf einem Meierhose, wo man ihm die Führung einer kleinen Heerde anvertraute.

Zu eben der Zeit hütete die junge Nieke in eben der Gegend die Schafe ihres Vaters, der ein wohlhabender Landmann war. Beide begegneten sich zu weilen mit ihren Heerden, unterhielten sich mit einander, lernten einander genauer kennen, und gewannen sich einander lieb.

Höre, Nieke, sagte Martens eines Tages, willst du mich zum Manne haben, so will ich um dich anhalten? Gern, antwortete das Mädchen; denn du gefällst mir, und meinst es gewiß ehrlich; und so ward beschlossen, daß Martens am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, bei ihrem Vater anhalten sollte.

Ich werde, sagte sie, zur Stadt gehen; gegen Abend komm mir entgegen, und erzähle mir, wie's abgelaufen ist.

Kinderbibl. I. Bändch.

M

Am folgenden Tage gieng Martens hin zu ihrem Vater und sagte: Ich liebe eure Tochter, und komme, euch zu bitten, sie mir zur Frau zu geben.

„Und worauf, antwortete der Alte, willst du denn eine Frau nehmen? Hast du einen Bauerhof?“

Nein, sagte Martens; aber ich habe ein Paar gesunde Arme, und Lust zur Arbeit so viel als einer. Ich habe mir zwanzig Thaler erspart, und hoffe nach und nach so viel zu verdienen, daß ich einen Bauerhof kaufen kann.

„Nun, so thue das, antwortete der Vater, und wenn du so viel verdient hast, so komm wieder, und du sollst meine Niece haben.“

Martens gieng traurig von ihm weg. Niece wurde ihn gegen Abend kaum ansichtig, als seine misvergnügte Miene ihr schon sagte, wie die Sache abgelaufen sey. „Mein Vater hat mich also dir nicht verwilliget?“ fragte sie ihn.

Ach! Niece, antwortete Martens, ich bin ein unglücklicher Tropf! Warum mußte ich doch so arm gebahren werden? — Aber laß uns guten Muths seyn; mein Herz sagt mir, daß du dennoch die Meinige werden wirst, und ich will von nun an über Nacht arbeiten, um dich zu verdienen.

Indem sie so mit einander redeten und aufs Dorf zugiengen, wurde es allmählig Nacht.

Martens stieß mit dem Fuße an etwas an, welches im Wege lag, stolperte und fiel. Da er wissen wollte, worüber er gestolpert wäre, und mit den Händen darnach grif, faßte er ein Kästchen, welches für seine Größe ziemlich schwer war.

Er fühlte, daß der Schlüssel darin steckte, und da er auf dem Felde, wo man gegen Abend

einige Haufen Quecken verbrandt hatte, noch ein kleines Feuer erblickte, so gieng er mit Niefen hin, um beim Schein desselben zu sehen, was doch wohl darinnen wäre.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Kästchen eröffnete, und entdeckte, daß es mit Geldrollen angefüllt war. —

Dem Himmel sey Dank, sagte Niefe; da bist du nun auf einmal reich geworden. Zuchhei! rief Martens, warf seinen Hut in die Luft und tanzte auf einem Beine. Zuchhei! Niefe; nun bist du meine Frau.

Und so liefen sie voller Freuden dem nahen Dorfe zu:

Auf einmal stand Martens still. Niefe, sagte er, mir fällt was aufs Herz! Dies Geld soll unser Glück machen; aber gehört es denn unser? Sats nicht jemand verloren, und müssen wir's dem nicht wieder geben? —

Ja, bei Gott! das müssen wir; es zu behalten, wäre eben so schlimm, als wenn wir's gestohlen hätten. Der arme Mann, der es verlor, wie mag er sich jezt härmen! Es war vielleicht sein ganzes Vermögen: nicht wahr, Niefe, wir müssen's ihm wieder geben?

„Das müssen wir,“ sagte Niefe, und that einen großen Seufzer.

Komm, komm, fuhr Martens fort, wir wollen's dem Herrn Pfarrer erzählen, der wird am besten Rath wissen, wie wir erfahren können, wer das Kästchen verloren hat.

Sie giengen hin. Herr, sagte Martens, indem er vor den Pfarrer trat, dieses Kästchen worin ein Haufen Geld ist, habe ich gefunden. Ich liebe dieses Mädchen hier, als meine Seele; und wenn ich das Geld behielte, so würde sie die

Meinige seyn. Gebe ichs zurück, so weiß Gott, ob ich sie je zur Frau bekommen werde.

Und doch Herr Pfarrer, scheuen wir uns der Sünde, und wollens gern zurück geben; rathen Sie uns, wie wir's anfangen sollen, um den, der's verloren hat, ausfindig zu machen.

Der Pfarrer hörte ihm mit Freuden zu. Er betrachtete ihn und das junge Mädchen, und war gerührt über ihr ehrliches Betragen.

„Kinder, sagte er, bleibt immer so fromm und gut; der Himmel wird euch segnen. Wir wollen den Eigenthümer dieses Geldes schon ausfindig machen, und der wird eure Redlichkeit belohnen. Ich selbst habe eine Kleinigkeit erspart; die will ich hinzuthun, und dann Martens sollst du deine Niece haben. Ich nehme es über mich, es bei ihrem Vater auszumachen.“

Er zählte darauf das Geld, welches in lauter Goldstücken bestand, und fand, daß es sich auf 10000 Rthlr. belief. Martens ließ es in seiner Verwahrung; und der Pfarrer machte durch die Zeitungen bekannt, daß der Eigenthümer sich bei ihm melden möchte.

Zu eben der Zeit sollte ein hübscher Meierhof im Dorfe verpachtet werden. Der gute Pfarrer wandte Geld und Kredit an, daß Martens der Pächter desselben würde. Dann bracht' er es in kurzer Zeit bei Niefens Vater dahin, daß er sie mit ihm verheirathete. Wer war nun glücklicher, als sie!

Unsere jungen Leute liebten sich inniglich. Martens arbeitete auf dem Felde und Niece stand dem innern Hauswesen mit vieler Sorgfalt vor. Das setzte sie in den Stand, die Miete zur bestimmten Zeit richtig abzutragen, und von dem Uebrigen ein zufriedenes Leben zu führen.

So verstrichen zwei Jahre; und der wiederholten öffentlichen Anzeige ungeachtet, fand sich keiner, der das gefundene Geld zurück verlangte.

Da gieng der Pfarrer zu seinem jungen Paar, und sagte: Meine Kinder, genießt nun der Wohlthat, welche der Himmel euch zugewandt hat. Die zehntausend Thaler sind euer: denn es hat sich niemand dazu gemeldet. Braucht sie nun, wozu es euch gefällt; hier sind sie!“ Und so zog er das Kästchen unter seinem Mantel hervor, und setzte es vor ihnen hin.

Herr Pfarrer, sagte Martens, es ist doch immer möglich, daß der, dem es gehört, über kurz oder lang einmal ausgefunden wird. Ich denke also, es so anzulegen, daß nichts davon verlohren gehen kann.

„Und wie das?“ fragte der Pfarrer.

Der Meierhof, antwortete Martens, den ich gepachtet habe, ist zu verkaufen. Es ist viel Länderey dabei, und er wird wohl an zehntausend Thaler kosten. Dazu denke ich nun, will ich dies Geld anlegen; kömmt denn über kurz oder lang der Eigenthümer: so ist der Meierhof sein, und ich bin sein Pächter.

Der Pfarrer billigte diesen Vorsatz von ganzem Herzen; und schon am folgenden Tage ward er ausgeführt.

Martens verbesserte als Eigenthümer sein Landgut um vieles; und seine Niere erfreute ihn nach und nach mit zwei Kindern, die sie ihm gebahr. Wie freueten sie sich beide, sich in diesen theuren Pfändern ihrer Zärtlichkeit wieder von neuem ausleben zu sehen!

Kam Martens des Abends vom Felde, so brachte sein liebes Weib ihm ihre Kleinen entgegen; er küßte sie dann eins ums andere, und drückte ihre gute Mutter an sein Herz. Eins wisch-

te ihm den Schweiß ab und das Andere nahm ihm die Hacke, oder was er sonst eben zu Hause trug, aus der Hand, um sie für ihn zu tragen.

Martens freute sich über den guten Willen seiner Kleinen, lieblosete sie von neuem und dankete Gott, daß er ihm ein gutes Weib und solche Kinder gegeben hätte, die ihr einst ähnlich werden würden.

Nach einiger Zeit starb der brave Pfarrer, dem sie ihr Glück zum Theil zu verdanken hatten. Dieser Vorfall erinnerte sie an ihren eigenen Tod. Wir werden bald sterben, sagte Martens, und unser Gut bleibt unsern Kindern. Käme dann derjenige, dem es eigentlich gehört, zurück; so wäre er auf immer darum, und wir hätten unsern Kindern fremdes Gut hinterlassen. —

Dieser Gedanke bewog sie, eine schriftliche Erklärung aufzusehen, sie von den angesehensten Einwohnern des Dorfs unterschreiben zu lassen, und sie bei dem neuen Pfarrer niederzulegen. Und darauf waren sie ruhig.

Nun hatten sie den Meierhof schon zehn Jahre besessen.

Eines Tages, da Martens nach einer sauren Arbeit zum Mittagessen nach Hause gieng! sah er, daß auf der Landstraße eine Kutsche umgeworfen wurde, in welcher zwei Männer saßen. Er lief, ihnen zu helfen.

Glücklicher Weise hatten sie keinen Schaden gelitten. Er bat sie, bei ihm zu essen, und bot ihnen seine Pfug-Pferde an, um ihre Sachen nach seinem Hause zu bringen.

Aber einer der beiden Reisenden sagte: Dieser Ort ist mir gefährlich, Jetzt bin ich hier umgeworfen, und vor zehn Jahren verlor ich in eben dieser Gegend ein ansehnliches Kapital.

Wie? fragte Martens, haben Sie denn keine Nachforschungen deswegen anstellen lassen? —

Das war mir nicht möglich, antwortete der Fremde. Eine falsche Anklage nöthigte mich damals in größter Geschwindigkeit das Land zu verlassen, wenn ich mich nicht wollte gefangen sehen lassen. Ich raste daher alles baare Geld, was ich zu Hause hatte, und welches sich ohngefähr auf 10000 Rthlr. belaufen mochte, zusammen, setzte das Geldkästchen in den Fußboden meines Wagens, und fuhr mit Extrapost Tag und Nacht, um den Nachstellungen zu entgehen.

Unglücklicher Weise war das unterste Bret in dem Fußboden meines Wagens vor Alter schadhast geworden. Es brach, da ich gegen Abend durch diese Gegend fuhr; ohne daß ich merkte. Da ichs auf der nächsten Poststation gewahr ward, war es schon Nacht; und weil ich keine Zeit verlieren durfte, um meine Freiheit und vielleicht mein Leben selbst zu retten; so sahe ich mich gezwungen, mein Geld im Stich zu lassen.

Ich reisete also gerade nach Hamburg, setzte mich allda auf ein Schiff, welches eben im Begriff war abzusegeln, und fuhr nach Ostindien. Erst jetzt, da meine Unschuld ans Licht gebracht ist, komme ich von da zurück.

Martens Augen funkelten vor Freude bei dieser Erzählung; und er bestand nun schlechterdings darauf, daß sie mit ihm nach seinem Hause gehen möchten. Es geschah.

Er selbst läuft voran, meldet seiner Frau die Ankunft der Gäste, läßt, bis das Mittagessen fertig wird, einige Erfrischungen auftragen, und lenkt das Gespräch wieder auf das verlorne Geld, um sich vollends zu überzeugen, daß es dasselbe sey, welches er gefunden hatte.

Er kann nun nicht mehr daran zweifeln, und läuft zum neuen Pfarrer, um ihm seine angenehme Entdeckung zu melden, und ihn zu bitten, mit ihm in Gesellschaft der Fremden zu speisen. Dieser willigte mit Vergnügen darein, und bewunderte die Rechtschaffenheit des guten Mannes.

Man speisete; und die Gäste wurden immer mehr und mehr entzückt über das offene, freundliche Betragen ihres Wirths, über die lebenswürdige Gutherzigkeit und das geschäftige Wesen seiner Gattin, und über die Ordnung und Reinlichkeit, welche in ihrer ganzen Haushaltung herrschte.

Nach dem Essen führte Martens seine Gäste umher; zeigte ihnen sein Haus, seine Gärten, seine Schäferei, sein Hornvieh, seine Felder und Wiesen, und erzählte ihnen, was er alles verbessert habe, und wie viel das Ganze nun jährlich einbringe.

„Und gehört Ihnen dieses alles eigenthümlich zu?“ fragte der eine Fremde.

Nein, antwortete Martens, ich bin nur der Verwalter dieses Guts.

„Und wer ist denn der eigentliche Besitzer desselben?“ fragte jener wieder.

Sie, mein Herr! war Martens unerwartete Antwort.

„Wie? Ich? Sie spaßen.“

Ich spaße nicht, fuhr Martens fort; das Geld, welches Sie verloren, fiel in meine Hände. Nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte den Eigenthümer desselben ausfündig zu machen, steckte ich es in dieses Gut, um immer im Stande zu bleiben, es wieder zurück zu geben. Auch in dem Fall meines Todes, blieb es Ihnen gesichert, wie der Herr Pfarrer hier bezeugen wird.

Der Pfarrer zog darauf die bei ihm niedergelegte schriftliche Erklärung hervor, und ließ sie von dem erstaunten Fremden lesen.

Dieser sahe darauf stillschweigend Martens und seine Gattin an, die beide so voll Freude vor ihm standen, als wenn sie das, was sie jetzt zurückgeben wollten, in diesem Augenblicke gefunden hätten.

Wo bin ich? rief er endlich aus, indem ihm eine Freudenthräne ins Auge trat. Unter Menschen oder unter Engeln? Welch Betragen! Welche Tugend!

Er fiel darauf dem ehrlichen Martens, dann seiner Frau um den Hals, küßte sie beide herzlich, drückte ihnen die Hände und sagte: Seyd meine Freunde, ihr Guten, so wie ihr mich auf immer zu dem Eurigen gemacht habt. —

Eure Tugend, fuhr er fort, verdient belohnt zu werden. Wie danke ich jetzt Gott, daß er mich in einem andern Welttheile so viel hat erwerben lassen, daß ich das Werkzeug seiner Vorsehung seyn kann, um eure Redlichkeit zu vergelten.

Indem er dieses sagte, zerriß er die schriftliche Erklärung mit den Worten: Dieses Gut ist das Eurige! Gehe jemand, den Notarius zu rufen. —

Martens und Niede standen in sprachloser Verwunderung; und der Pfarrer schickte nach dem Amthause, um den Notarius herbeizurufen.

Dieser kam; und der Fremde diktierte ihm in die Feder, daß das von Martens gefundene Geld ihm auf immer geschenkt seyn sollte.

Martens und Niede wollten ihm aus Dankbarkeit zu Füßen fallen; aber er hob sie eilends auf, schlug seine Arme um beide, und alle drei, nebst den Zuschauern, vergossen Thränen der

Entzückung mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

C.

Nach dem Französischen eines
Ungenannten.

Ueber den Werth des Lebens.

Leben ist des Himmels größte Gabe,
Ist des tiefsten wärmsten Wunsches werth;
Sagt das nicht der schwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Sagt das nicht der Säugling in der Wiege,
Wenn der kalte Schauer ihn befällt,
Und der Todeskampf die kleinen Züge,
Jeden kleinen Reiz an ihm entstellt?

Sagt das nicht mit bangem Gurr'n die Taube,
Wenn des Geiers Mordsucht sie bedroht!
Sagt das nicht der kleinste Wurm im Staube? —
Ach! sich windend leidet er den Tod.

Selbst das Daseyn — nur des Lebens Schatten —
Ist dem Kranken immer noch ein Gut;
Selbst die Gräserhalmen auf den Matten
Sterben traurig unter Sonnengluth.

Und aus Gräbern zwischen dichtem Moose
Drengen Frühlingsblümchen sich hervor;
Zwischen Dornen hebt die junge Rose
Froh ihr glühendes Gesicht empor.

Swar uns Armen drohen tausend Plagen
Von der Wiege bis zum frühen Grab;
Aber tausend, tausend Freuden sagen,
Daß ein guter Gott das Leben gab.

Und gerührt im mütterlichen Herzen
 Sißt am Wege die Glückseligkeit,
 Trauert, wenn wir wählen bitter Schmerzen.
 Statt des Segens, den sie hold uns beut.

Beut dem Hirten hinter seiner Heerde,
 Wie dem Fürsten, ihre Freuden dar;
 Liebt noch immer ihre kleine Erde,
 Die ihr Siß in goldnen Zeiten war. —

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
 Werth, daß Dank in unsern Adern schlägt;
 Fühlt das nicht, auch bei der kleinsten Gabe,
 Wer ein reines Herz im Busen trägt?

Karoline Rudolphi.

Der gute Sohn.

Der Herr von A... hatte sich, als preussischer Verbodfizier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück nach seinem Regimente gehen.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu; und fragte, was er besorge?

„Daß Sie mich abweisen.“ war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen: wie könnten Sie so was besorgen?

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.“

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfnis zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesicht, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Aufferordentliches und Geheimnißvolles bemerkte zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

„Hier ist, hört er ihm sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu

befreien.“ Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Berührt gieng dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei; und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letztere weigerte sich anfangs die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

C.

Nach dem Französischen eines
Ungenannten.

Liebe um Liebe.

Der junge Azamet war der Liebling seines Herrn, des türkischen Kaisers. Dieser erhob ihn in kurzer Zeit zu den höchsten Ehrenstellen, und machte ihn endlich gar zu seinem Großvizier.

Azamet, geleitet durch den Rath seines Freundes des weisen Usbeck's, sah sich kaum an dem Ruder des Staats, als er zum Besten des Landes verschiedene heilsame Veränderungen vornehmen wollte. Dadurch aber machte er sich viele Feinde unter den Großen des Reichs, welche ihn zu stürzen suchten.

Es gelang ihnen: Azamet wurde abgesetzt, und sein Vermögen eingezogen.

Arm und hilflos verließ er Konstantinopel, irrte eine Zeitlang umher, bis er sich endlich in einem einsamen Thale zwischen felsigten Gebirgen niederließ.

Hier lebte er allein in einer kleinen Hütte, die er sich selbst erbauet hatte, und bearbeitete einen kleinen Strich Landes am Ufer des vorbeifließenden Baches.

Lange hatte sein bekümmertester Freund nichts von ihm erfahren können. Endlich erhielt er Nachricht von seinem Aufenthalte, und eilte ihn aufzusuchen.

Er fand ihn bei der Arbeit auf seinem kleinen Acker; und stürzte sich in seine Arme. Beide blieben eine Zeitlang stumm vor Freuden.

Endlich rief der weise Usbeck aus: o mein Azamet! Ich sehe, daß du deine Jugend in diese Wildniß mitgenommen hast; sie tröstete dich, wie ich in deinem zufriedenen Auge lese, über den erlittenen Verlust an Ehre und Gütern! aber hat sie dich auch über den Verlust der Gesellschaft

irbsten können? Wie kann man glücklich seyn, ohne sich geliebt zu sehen?

Azamer gestand, daß der Verlust seiner Freunde das Einzige gewesen sey, welches er zu ertragen Mühe gehabt hätte.

Indes sezt er hinzu, es giebt keine so rauhe und unfruchtbare Gegend, wo nicht Liebe wachsen sollte, wenn man den Samen derselben auszustreuen weiß.

Sein Freund verstand nicht recht, was er damit sagen wollte.

Unterdeß näherten sie sich seiner Hütte; und sie hörten das Wiehern eines jungen Pferdes, welches ihnen springend entgegen kam. Es stand vor Azamer still, ließ sich von ihm streicheln, wieherte und sprang von neuem, als wenn's seine Freude über die Ankunft seines Herrn an den Tag legen wollte.

Bald darauf liefen zwei junge Kühe von der nahen Wiese herbei, und giengen hin und her vor Azamer, als wenn sie ihm ihre Milch darboten, oder ein Joch auf ihre Hörner fordern wollten.

Nicht lange hernach sahe man zwei Ziegen mit ihren Zungen vom Felsen herabspringen, und ihrem Herrn entgegen laufen. Es schien, als wüßten sie vor Freude über seine Ankunft sich nicht zu fassen, so fröhlich hüpfen und tanzen sie vor ihm herum.

Ein gleiches thaten vier oder fünf Schafe, welche sich ihnen zugesellten.

Zu gleicher Zeit flogen auch einige Tauben herbei, die sich ihm auf den Kopf, auf die Schultern, und auf die Hand sezten, und ihm mit ihren Schnabeln freundlich pickten, als wenn sie ihn küssen wollten.

Indem sie in den kleinen Hofraum trafen, erblickte ihn kaum der Hahn, als er ein großes Freudengeschrei erhob; alle Hühner wurden dadurch herbeigelockt, und drückten ihre Freude durch ein allgemeines Krakeln aus.

Aber alle diese Freundsbezeugungen waren nichts gegen die Liebe, welche zwei aus der Hütte springende weiße Hunde ihm erwiesen. Sie waren ihm nicht entgegen gekommen, gleichsam um ihm zu zeigen, wie freu sie die ihnen anvertraute Wohnung bewachten.

Aber jetzt waren sie außer sich vor Freude. Sie jauchzten, liefen bald wie wahnsinnig um ihn herum und krochen bald wieder in der demüthigsten Stellung zu seinen Füßen, die sie leckten.

Bei der kleinsten Liebkosung, die sie von ihm erhielten, rannten sie, wie trunken von Freude, rund um die Hütte herum, und bellten und heulten aus allen ihren Kräften. Dann kamen sie ganz außer Athem zurück, und legten sich ihrem Herrn wieder zu Füßen.

Uebeck wurde durch alles dieses bis zu Thränen gerührt.

Du siehst, sagte sein Freund zu ihm, daß ich noch eben der bin, der ich von Kindheit an war — ein Freund aller lebendigen Wesen.

Ich wünschte mich von Menschen geliebt zu sehen; das Schicksal hat mich von ihnen getrennt. Was sollt ich thun? Ohne Liebe und Gegenliebe zu leben, war mir unmöglich.

Ich that also diesen Geschöpfen Gutes, und genieße ihrer liebevollen Dankbarkeit.

Du siehst also, daß es mir sogar zwischen diesen rauhen und unbewohnten Felsen nicht an Gesellschaftern fehlt, und daß meine Einöde kein Grab

Grab ist. Ich lebe noch, mein theurer Usbeck
ich lebe, denn ich liebe und werde noch geliebet.

C.

Nach dem Französischen des
Herrn von Saint Lambert.

An die Sonne, beim Aufgange.

Sieh mir gegrüßt, du meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königin!
Steig auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin!
Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor dem, der dich so schön gemacht;
Der Menschen schuf, und väterlich für alle
Mit seiner Allmacht wacht;
Daß überall bis zur entferntesten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.
Und so sey du, was du ihm stäts gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick!
Dem Lande Frucht, dem Kranken froh Genesen,
Dem Armen Trost und Glück. —
Auch mir, wenn ich in Unmuth aufwärts blicke,
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh,
Geuß Heiterkeit ins franke Herz und schicke
Mir Kraft, daß ich's besteh!
Und lehre mich in Freudigkeit hienieden,
Mich jeder schönen Tugend weih'n;
Voll Duldsamkeit, bereit zum seligen Frieden,
Und mild, wie du, zu seyn!

Aus den pädagogischen Unter-
handlungen abgeändert.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
 Bis an dein kühles Grab;
 Und weiche keinen Fingerbreit
 Von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug
 In deiner Hand so leicht!
 Dann singest du beim Wasserkrug,
 Als wär' dir Wein gereicht;

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
 Durchs Pilgerleben gehn;
 Dann kannst du sonder Furcht und Graun
 Dem Tod ins Auge sehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft
 Und weinen Thränen drauf;
 Und Sommerblumen, voll von Duft,
 Blühn aus den Thränen auf. Söltry.

Des Morgens.

Da bist du ja, du gute Sonne wieder
 So hold, als ich dich gestern sah;
 Blickst allbelebend auf mich nieder —
 Und ich — o sieh! bin auch schon da!

Kann dich gehüllt im Stralenmantel sehen
 Herauf den schönen blauen Pfad
 In voller Glorie des Himmels gehen,
 Womit dich Gott bekleidet hat.

Kann, wie durch deines großen Schöpfers
 Milde
 Du Leben um dich spreitest, sehn;

Sehn , wie die jüngst entschlummerkten Gefilde
Bei deinem Anblick lächelnd stehn :

Kann , so wie du , mit liebevollem Blicke
Auf Gottes schöner Schöpfung ruhn ;
Kann auch zu seiner lieben Menschen Glücke
Mein kleines Theil noch heute thun.

Nur , so wie du , ein Segner seiner Erden,
Du großes wunderbares Licht,
Wie du , voll Himmelskraft , wohlthätig werden,
Dies , liebe Sonne , kann ich nicht.

Doch kann ich deinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben ;
Und dies , o Sonne , kannst du nicht.

Daß ich dies kann , — o ! es ist Himmels-
wonne !

Ich tausch um allen deinen Glanz,
Um deine Glorie , du große Sonne !
Nicht einen Stral aus meinem Kranz.

Karoline Rudolphi.

Scharlotte und Mariane.

Kinder von benachbarten Landhäusern ; beide
12 Jahr alt.

Erste Zusammenkunft.

Mariane , (zu welcher Scharlotte in den
Garten tritt.)

W^{ar}um kamst du denn auch gestern nicht
zu den Fräuleins ? Wir hattens da so schön und
waren so lustig ! Ich kann dirs nicht genug sagen.

Scharlotte. Ich wäre gern gekommen, aber ich konnte nur nicht

Mariane. Und warum nicht?

Scharlotte. Meine Mutter hatte so viel Erbsen einzumachen, daß wir erst spät fertig wurden.

Mariane. Mit euren Erbsen einmachen.

Scharlotte. Nun? du magst doch auch Erbsen?

Mariane. Ja, aber braucht man sie darum eben selbst einzumachen?

Scharlotte. Und wer sollt' es besser thun?

Mariane. Die Leute, das versteht sich.

Scharlotte. Nun das versteht sich freilich, daß unsere Leute auch mit dabei gewesen.

Mariane. Ja, aber die hätten allein thun können. Das mein' ich.

Scharlotte. Nein, das mag meine Mutter nicht. Sie sagt, es wird alles besser, wo sie selbst mit die Hand anlegt.

Mariane. O das ist wohl nur Einbildung, das glaub ich nicht.

Scharlotte. So? und hast mir doch selbst erzählt, wie's das vorige Jahr bei euch gegangen ist?

Mariane. Bei uns? Was meinst du damit?

Scharlotte. Ich meine mit den 4 eingesalzenen Schweinen und den 8 Gänsen im Sauer, die die Köchin allein gesalzen und eingekocht hätte, und wie ihrs essen wolltet, war alles verdorben; und der schöne Kohl, der auch versault war.

Mariane. Ja, das ist wahr. Aber wer kann denn auch so viel im Garten oder in der Küche seyn? Das giebt so harte Hände und eine häßliche verbrannte Haut.

Scharlotte. Verbrannte Haut? Nein, das glaub ich doch nicht; meine Mutter hat keine häßliche verbrannte Haut, und auch keine harte Hände, und mein Vater auch nicht, und der

arbeitet doch oft mit im Garten, daß er schwitzt, wenn er vom Studiren müde ist. Aber so erzähle mir doch, wobei habt ihr euch denn gestern so lustig gemacht, du und die Fräuleins?

Mariane. O erst, wie ich kam, tranken wir Kaffee in dem grünen Saal.

Scharlotte. Kaffee? den lieb ich nicht; ich trinke lieber Milch und Wasser. Nun, und da?

Mariane. Ja, und da besahen wir die schönen Sachen, die jede von uns an hatte; denn die Mama hatte mir mein neues Kopfzeug aufgesetzt mit den italienischen Blumen.

Scharlotte. Kopfzeug mit italienischen Blumen? Ich mag lieber einen Strohhut, der schützt doch vor der Sonne; und Blumen aus unserm Garten, die riechen doch! — Und dann?

Mariane. Und dann — ja dann hatt' ich auch die neuen Poschen an, die Mama mir gemacht hat, und die waren noch größer, als der Fräuleins ihre.

Scharlotte. Fi! die Dinger mögt' ich nicht fragen! Man ist ja breiter drin, als der liebe Gott einen gemacht hat, und kann zwischen keiner Hecke durch — Aber was denn weiter?

Mariane. Ja dann giengen wir zu Tische, und hatten so viel schönes Essen, o so viel Gerüche! und einen so schönen Kuchen!

Scharlotte. Kuchen? Und wovon war denn der gemacht?

Mariane. O das weiß ich nicht, aber er schmeckte so schön! Wart, wenn noch ein Stück da ist von dem, was ich mit gebracht, sollst du es haben.

Scharlotte. Nicht doch, ich habe schon gefrühstückt; ich meine nur, wenn er so schön ist, möcht ich wissen, wie er gemacht wird; dann wollt' ich ihn für den Vater backen, wann sein

Geburtstag ist. — Und was machet ihr denn nach der Mahlzeit? Ließt ihr nicht im Garten?

Mariane. Ach nein, wir hatten alle keine Hüte auf, und waren so proper gekleidet.

Scharlotte. O ich bin auch proper, aber darum muß ich doch in Garten gehen, wenn ich vergnügt seyn soll. Aber womit vertriebt ihr euch denn im Hause die Zeit?

Mariane. O wir spielten Karten.

Scharlotte. Karten? Nein, das mag ich nicht.

Mariane. O du magst auch nichts von allem, was ich dir sage. Und womit vertreibst du dir denn die Zeit?

Scharlotte. Wenn ich zu Hause bin?

Mariane. Nun ja, das möcht ich wissen, und ob dir niemals die Zeit zu lang wird?

Scharlotte. O niemals, niemals!

Mariane. Nun das begreif ich nicht, und stehst doch, glaub ich, schon um 7 Uhr auf.

Scharlotte. Im Sommer schon vor sechsen.

Mariane. O Himmel! vor sechsen schon; nein dann schlafen wir in unserm Hause noch alle. Aber stehen denn deine Eltern auch so früh auf?

Scharlotte. Das versteht sich, die sind die ersten, und dann pfeift der Vater mit einer kleinen Flötte, dann kommen wir alle, und dann gehts in den Garten.

Mariane. In den Garten? so frühe? und was macht ihr denn da?

Scharlotte. Da versammeln wir uns alle um den Vater und die Mutter in einer Laube oder unterm freien Himmel.

Mariane. Nun?

Scharlotte. Der Vater nimmt dann seine Mütze in die Hand, fallet seine Hände, und das müssen wir alle thun, und dann spricht er

Für uns alle lauf ein paar Worte mit dem lieben Gott.

Mariane. Mit dem lieben Gott?

Scharlotte. Ja, wir nennen das so, wenn wir dem lieben Gott danken, daß er uns alle gesund und fröhlich hat aufstehen lassen, uns die Nacht vor Schaden behütel, und ihn bitten, daß er uns den Tag über auch gnädig behüten wolle. Nicht wahr, das thust du doch auch wohl des Morgens, wenn du aufwachst?

Mariane. Ich? ja, ich sage denn was aus dem Gellert her: Mein erst Gefühl — —

Scharlotte. Mein, ich mag lieber selbst mit dem lieben Gott sprechen, so wie ich mit dem Vater spreche, und mich denkt immer, wenn ich das thue, ist es auch so, als ob der Vater denn mit seinem freundlichen Gesichte mich bei der Hand faßte und sagte: du bist meine liebe Tochter! (Sie schweigen beide einen Augenblick, indem Mariane seufzt —)

Mariane. Nun, und was geht denn weiter vor?

Scharlotte. Dann — dann küssen Vater und Mutter uns alle, und dann wird eine Schale Milch gebracht und Brod für die Kleinen, und die füttere ich denn wie die kleinen Vögel, und für Vater und Mutter eine Kanne Kaffee.

Mariane. Und du kriegst keinen? Doch du sagtest ja, du möchtest ihn nicht — und was macht ihr dann?

Scharlotte. Ja, dann wahrfs nicht lange, so wird der Vater bald von dem Schreiber oder von einem Bauer abgerufen, und die Mutter geht dann mit der Köchin in den Garten und in die Küche und im ganzen Hause herum, und sagt, was den Tag über geschehen soll.

Mariane. Und du?

Scharlotte. Ja, ich muß denn noch eine Weile im Garten bleiben und auf die Kleinen Acht haben, die da spielen, und dann werden wir alle gerufen, alle angezogen, und zur Mutter.

Mariane. Zur Mutter? und da müßt ihr immer bei ihr bleiben?

Scharlotte. Ja, das versteht sich, und das mögen wir auch alle so gern; denn die giebt dann einem jeden gleich was zu thun. Die Eine muß stricken, die Andre nähen, die Dritte zeichnen und die Allerkleinsten hören zu, wenn sie uns was erzählt von guten Kindern u. d. gl. Dann kommt der Vater auch eine Stunde, so oft er Zeit hat, und spielt mit den Kleinsten das Buchstabenspiel, und spricht mit mir von der Erde, und von dem Himmel, und von der Sonne und den Sternen, und wie der liebe Gott das alles so wunderschön gemacht hat, daß alles da ist, was der Mensch braucht, und alles so in seiner Ordnung bleibt, und dann vom Menschen, wie er noch wunderbarer gemacht ist, als die Erde und die Thiere, und von dem Geist des Menschen, der ewig lebt, und immerfort lernen wird. Und wenn er dann so mit uns spricht, so hören wir alle so begierig zu, und wollten immer mehr hören, und halten den Vater immer fest beim Kleide, wenn er nach seiner Uhr sieht und sagt: ach, Kinder! ich muß fort, ich habe noch dies und das zu thun; und möchten gern untre Spielstunde vor Tisch aufgeben, wenn er nur bei uns bleiben wollte.

Mariane. Also habt ihr noch eine Spielstunde vor Tisch?

Scharlotte. Ja, denn das sagt der Vater ist zur Gesundheit nothwendig.

Mariane. Und was macht ihr denn?

Scharlotte. Ja, denn fahr ich die Kleinen im Wagen auf dem Hofplatze — oder wir springen über aufgeschürmte Steine; doch thun wir dergleichen nie, ohne daß der Vater selbst dabei ist, oder der Vater ererziert die Kleinen auch als Soldaten, und lehrt sie dabei, wie sie sich gut stellen müßten, oder lehrt mich tanzen, wenn ich nicht bei der Mutter in der Küche bin, daß sie mir was weist. Und bei der Mahlzeit, wenns zulezt geht, haben wir denn auch allerlei lustige Fragen, und wer am besten antwortet, der darf den Nachmittag sagen, was er spielen will.

Mariane. Aber wenn Fremde da sind?

Scharlotte. Wenn Fremde da sind? ja, — wenns so recht gute Freunde sind, das thut ihm nichts, denn die sprechen auch mit uns: aber die rechten Fremden — denn passirt freilich nichts und darum haben wir auch die rechten Fremden nicht gern, weil wir denn weder von dem Vater und der Mutter was lernen, noch den Abend zusammen mit ihnen spazieren können.

Mariane. Also geht ihr des Abends noch spaziren?

Scharlotte. O, alle Abend, wenns anfängt kühl zu werden, so gehts aufs Feld, oder ins Holz, bald hier hin, bald dort hin. Das versteht sich, wer den Tag über fleißig und gehorsam gewesen ist, denn sonst bleibt der zu Hause.

Mariane. (mit einem zurückgehaltenen Seufzer.) Ja, nun wunderts mich nicht, daß dir die Zeit nie lang währt. — So mögt ich auch wohl leben; dann würde mir auch die Zeit nicht lang währen.

Scharlotte. So währt dir wirklich die Zeit oft lang? Hast du denn nicht jede Stunde was eignes zu thun?

Mariane. Jede Stunde? ach nein! — ich kann immer thun was ich will — und denn mag ich oft dies nicht, und oft das nicht — und denn wünsch ich immer, daß du kommen möchtest, denn da währt mir die Zeit niemals lang. Aber hör, du sagtest erst vom Holze. Willst du Morgen mit uns fahren zu dem Landmann, der da hinterm Holz am Berge wohnt, wo du mir so viel schönes von ihm erzählt hast? Ich fahre morgen früh mit den Fräuleins und ihren Brüdern dahin. Sag, willst du?

Scharlotte. Ja, wenn meine Mutter will.
Mariane, Und du nicht wieder was einzumachen hast?

Scharlotte. Ja, das wäre freilich ein anders: aber —

Mariane. O sieh! sieh! es fängt an zu regnen — Pfui! das ist fatal. (sie schlägt ein Tuch übern Kopf.)

Scharlotte. O, das ist ja schön! Das hab ich ja lang gewünscht; es war alles so trocken auf dem Felde.

Mariane. Aber willst du denn auch so naß werden, wie das Feld? so lauf doch — (sie fängt an zu laufen.)

Scharlotte. O das thut mir nichts, ich komme auch schon.

Mariane (der im Laufen das Tuch abgeweht wird, und umkehren muß.) O mein Tuch, mein Tuch! (es wird immer weiter und endlich in einen kleinen Graben geweht.) O Himmel, wie soll ich das nun wieder kriegen! (sie steht still und läßt sich beregnen.)

Scharlotte. So geh doch nur, du Zuckerpüppchen, ich will es dir schon bringen. (sie bückt sich, setzt den einen Fuß ins Wasser, langt

es heraus, und läuft dann auch ins Haus, wo Mariane ihr zuruft.)

Mariane. O Himmel! dein Fuß ist ja naß!

Scharlotte. Das macht nichts; da ist dein Tuch! (Sie gehen hinein und die Thüre wird zugemacht.)

Zweite Zusammenkunft.

In einem Bauerhause.

Es ist 5 Uhr Nachmittags.

Mariane,

(Der Scharlotte entgegen, deren Mutter weiter zurück stehen geblieben ist, und sich von den Fräuleins die nämliche Geschichte erzählen läßt.)

So! das machst du schön, daß du so spät kömmt!

Scharlotte. Meine Mutter konnte nicht eher.

Mariane. Aber du?

Scharlotte. Du weißt, meine Mutter läßt mich nicht gern so weit allein, und ich mag auch nicht ohne sie.

Mariane. Nun ich wollt', ich wär auch nicht eher gekommen.

Scharlotte. Wie so?

Mariane. Ja, das ist mir ein herrlicher Ort hier, wovon du uns immer so viel Wesens gemacht hast!

Scharlotte. Nun, und das deucht dir nicht? Wie ist das möglich?

Mariane. O du würdest anders sprechen, wenn du wüßtest, wie es uns gegangen ist! — Wart nur, die Fräuleins werden dir —

Scharlotte. Aber wie denn? was ist denn geschehen?

Mariane. Ja, was meinst du wohl, die Stocke ist nun 5, und noch haben wir keinen Bissen zu Mittag gegessen, und könnens auch nicht, ungeachtet die Mama uns so viel Schönes mit gegeben.

Scharlotte. Und warum denn nicht?

Mariane. Ja, das laß dir einmal erzählen! Wie wir hier diesen Morgen herfuhren mit unserm neuen Faeton, so zerbricht der Kutscher beim Herumfahren des garstigen Weges am Berge das eine Rad.

Scharlotte. Garstigen Weges? der ist eben so schön zu gehen!

Mariane. Ja, aber wir fuhren — nun, und da stieß die Lenore, die die Mama uns zur Aufwartung mitgegeben, sich den Kopf so gegen einen Baum, daß es ein Loch gab, und sie ohnmächtig ward, und der Kutscher sie, so bald er ein ander Rad angemacht, nach Hause fahren mußte.

Scharlotte. Und du fuhrst nicht mit?

Mariane. Ich? nein, ich hatte ja die Fräuleins bei mir; was würden die denn gesagt haben? Aber hör nur! Nun giengen wir ins Haus. Guten Tag! guten Tag! Keine Antwort. Endlich nach langen Rufen, heda! kömmt ein dummes Geschöpf von Mädchen, etwann 16 Jahr alt, aus dem Viehstall, die bei unserm Schreien ihr Vieh ruhig fortgefüttert hatte, und sagt ganz verdrüsslich, „was wöllts?“ Dummes Mensch, antwortete die älteste Fräule, wir wollen hier seyn, und du sollst uns aufwarten: oder wo ist deine Frau? denn du siehst mir nicht darnach aus. Sie sperrte das Maul weit auf, und antwortete nichts. Nun fragst ich, wo ist ihre Frau, mein Kind?

Scharlotte. Das war auch besser, als dummes Mensch.

Mariane. „Ja, de is nit z' Haus, de is nach an Dorf zu an Schuester, der will sterben.“
— Wir lachten alle.

Scharl. Lachten alle? Das war häßlich. Fi?

Mariane. Ja, du hättest nur hören sollen, wie sie das so dumm hersagte.

Scharlotte. Nun, und wie weiter?

Mariane. Ja, nun sagten wir, so sollte sie uns den Kaffee kochen, den die Mama uns mitgegeben, und wär' auch eine Kanne dabei! aber da verstand sie nichts davon, hatte ihr Lebtag wohl keinen Kaffee gesehen, und so ließen wirs bleiben, und nahmen mit ein bischen kalter Milch vorlieb.

Scharlotte. Aber ihr hättet ihn ja selber kochen können?

Mariane. Wir? ja das würde einmal ausgehen haben, mit unsern Kleidern bei dem schmutzigen Heerd! Nein wir behalsen uns lieber.

Scharlotte. Nun, und wie weiter?

Mariane. Ja, nun sagt ich ihr, so sollte sie denn nur machen, daß wir eine hübsche Mahlzeit kriegten; denn die Mama hatte uns ein schön Stück Fleisch zur Suppe mitgegeben und gebratene Hühner; und Fische, das hattest du ja gesagt, die hätten sie hier.

Scharlotte. Ja, und das war nicht?

Mariane. O ja, Fische genug; aber hör nur! Wir wollten nun spaziren gehen, und so sagt ich ihr, da wär' unser Korb mit dem Essen, und da sollte sie uns Fische zu geben, und so giengen wir fort.

Scharlotte. Ja nun merk ich's, ihr dachtet, das sollte sich alles so selbst kochen?

Mariane. Nein, aber wir dachten, das dumme Mensch würde doch Essen machen können. Muß sie doch selbst auch essen.

Scharlotte. Ja, aber was? Speck und Klöße, aber keine Fische und Braten. Nun?

Mariane. Ja nun, als wir endlich um eih Uhr hungrig wurden, und glaubten, wir würden eine fertige Mahlzeit finden, was wars? Da saß das dumme Mensch und spann, und unser Korb mit allen Sachen stand, wie er gewesen war.

Scharlotte. Das dacht ich! Und was singt ihr da an?

Mariane. Ja ich fragte sie, ob das Essen etwa fertig wäre, daß sie da so säße und spönnne? Aber sie antwortete mir wieder mit großem Maul; essen? jo da woas i niks da von. Niks da von? sagte ich; und niks von? wiederholten wir alle, und nun fiengen die Fräulens an, entseßlich mit dem Mädchen zu schelten, so das michs selbst dauerte.

Scharlotte. Ja, und hatt's euch nicht verdient!

Mariane. O, und machte sich auch nicht viel draus, sondern sagte nur; ja, was wollts denn essen? Dummes Mensch, war wieder die Antwort, was hier im Korbe ist, haben wir euch das nicht gesagt, und Fische dazu, das hättet ihr kochen sollen. Ja da verstah i niks davon, sagte sie wieder; aber wenns an Speck haben wollts, den kann i eng geben.

Scharlotte. Nun und das nahmt ihr nicht an?

Mariane. Ich hätt' es wohl gethan, aber die Fräulens mogtens nicht, und wollten Suppe und Fische.

Scharlotte. Nun, und was thafet ihr dann?

Mariane. Ja, sie mußte das Fleisch vor unsern Augen nehmen, und es in einen Kessel mit Wasser thun, der zum Glück eben kochend war.

Scharlotte. Kochend?

Mariane. Ja, aber das half doch nichts, denn nachdem wir noch eine Stunde weg gewesen waren, war das Fleisch noch so hart wie ein Stein, und die Suppe noch so dünne wie pures Wasser, das nur fröhe und schmutzig war.

Scharlotte. Vermuthlich auch nicht abgeschäumt, und in diesem Kessel etwan?

Mariane. Ja.

Scharlotte. Darin beinahe ein Schwein abgebrüht werden könnte! Nun, und mit den Fischen, wie giengs da?

Mariane.. Wie mit dem Fleisch. Wir konnten sie nicht essen, so garstig bitter und übel schmeckten sie.

Scharlotte. Was warens denn für welche?

Mariane. Ja, das weiß ich nicht; sie waren schmal und lang, wie mein Arm, und hatten einen langen Kopf!

Scharlotte. Ah, Hechte also; aber was machte sie denn damit? Vielleicht nicht rein ausgenommen?

Mariane. Ja das weiß ich nicht; sie wollte sie erst so in den Kessel thun, aber ich sagte ihr, sie müßte sie aufschneiden, und das Masse herauslaufen lassen, und so that sie sie denn hinein.

Scharlotte. Vermuthlich auch ohne Salz?

Mariane. Das kann wohl seyn, und von einer Zunte wußte sie nun gar nichts.

Scharlotte. Und du auch nicht?

Mariane. Ich? ach, nein doch, das war eben.

Scharlotte. Nun, und die gebratnen Hühner, die ihr mitgebracht hattet, und die Sorten, die hättet ihr doch essen können?

Mariane. Ja freilich — aber da sieh einmal, wie wir so alle um das einfältige Mensch

herum standen, so hatten wir den Korb offen stehen lassen, und nun waren zwei groß Hunde gekommen und hatten Hüner, Torten und Brod alles weggeschleppt und verzehrt.

Scharlottens Mutter, (die schon eine Weile mit zugehört, indem sie aus vollem Halse lacht) Ihr armen Kinder, da seyd ihr ja schlecht weggekommen mit euren schönen Sachen! Seht, so gehts, wenn man selbst nicht ein bischen Bescheid weiß; nicht dann und wann in die Küche geht, nicht selbst auf seine Sachen Acht hat, sondern dafür andere sorgen läßt, und sich blos mit Puz und Spielwerk beschäftigt. Aber da seyd ihr ja wohl alle recht hungrig?

Mariane. Ach ja, liebe Madam, und die Fräuleins noch obendrein so böse! (sie weist auf sie.)

Mutter, (indem sie sich zu ihnen wendet.) Böse? Sie böse, meine Lieben? O das sollten sie ja nicht seyn, denn sie haben nun erfahren, daß es gut ist, wenn man sich selbst ein wenig zu bedienen weiß, weil einem nicht überall alles zu Dienste steht. So eine Erfahrung ist wohl ein bischen Hunger wehrt — Aber im Ernst (sie sieht sich nach der andern Seite um, wo ein Bedienter mit einem Korb gegangen kömmt, und winkt ihm, es in einer Laube auf den Tisch zu setzen. Die Fräuleins stehen beschämt da.)

Scharlotte. (die nachdenkend da gestanden, als ob die Lehren sie in der andern Stelle gekränkt hätten.) Ach, liebe Mutter, wären wir doch nur eher hier gewesen!

Mutter. Ja Lotte, ich glaube, du hättest schon für etwas sorgen können, und hättest es gern gethan.

Scharlotte. Ach ja, gern; ich hätte sie dann im Garten spielen lassen, hätte meinen Rock auf-

aufgesteckt, ein reines Tuch vorgebunden: hätte dann den Tisch gedeckt, die Wirthin gemacht, meine Gäste herein gerufen; -- he! (sie hüpfst auf.)

Mariane. (die sie umarmt.) Das hättest du thun wollen, du Liebe?

Scharlotte. O ja, mit tausend Freuden; da wären wir ja alle vergnügt gewesen!

Mariane. Nun, du sollst mich gewiß auch künftig unterrichten, damit ich das auch so machen könne. Willst du?

Scharlotte. Wie gern! — was ich weiß; aber meine Mutter kann dir mehr zeigen.

Mutter. Ja, meine Liebe, von Herzen gern, ihnen und allen, die da Lust haben zu lernen: aber erst will ich für ihren Magen sorgen; (sie setzt allerlei Brod auf den Tisch und läßt dicke Milch dazu geben.) Es muß mir wohl so was geahndet haben — und dann hoff ich, sollten sie sich dieses Tages auf die Zukunft immer mit Vergnügen erinnern, und des schönen Ortes nie vergessen, der ihnen eine so herrliche Lehre gab. (Lotte hilft ihrer Mutter alles zurecht sehen.)

E. K.

Lehren an Kinder.

Fragmente.

I

Lieben Kinder, hört mich an:
 Damit ist's noch nicht gethan,
 Daß man gute Thaten übt,
 Wenn man Gott dabei nicht liebt.
 Kinderbibl. I. Bändch. D

Wahre Tugend geht auf Gott,
 Liebet ihn, thut sein Gebot,
 Eben weil von Gott es kommet,
 Dann auch, weil's uns selber frommet,

Und warum? Wer das bedenkt,
 Was uns Gott für Gutes schenkt,
 Was er für ein Vater ist,
 (Wie ihr das ja alle wißt!)

Der wird durch und durch gerührt,
 Liebt ihn innig, und verspührt
 In sich selber einen Drang
 Nach dem allerreinsten Dank.

Und dann lernt er fromm und still,
 Was Gott gerne von ihm will;
 Denkt: "Der gute Vater der!
 Will er das nur, und nichts mehr!"

"Das ist ja nur leicht, gewiß!
 Und ich fühl es selbst, daß dies
 Mir so gut, so heilsam ist,
 Ganz aus meinem Herzen fließt."

"Daß ich meine Eltern soll
 Lieben — kann ich anders wohl?
 Sind sie mir mit Herz und Hand
 Nicht so milde zugewandt?,"

"Daß ich sittsam stäts soll seyn —
 Ist nicht Sittsamkeit so feyn?
 Bin ich Kindern selbst nicht gram,
 Die so wild sind, ohne Schaam?,"

"Daß ich niemand Schaden muß —
 Macht mir das nicht selbst Verdruß?
 Wenn ich andern Leides thu,
 Und mein Herz sagt, si! da;u!,"

"O!," spricht dann das fromme Kind:
 „Gott weiß wohl, was Menschen sind;
 Weiß gewiß, wohin es zieht,
 Wenn er dies und das befiehlt.“

“Ich muß ihm gehorsam seyn!
Bin ich nicht so arm und klein?
Und wie groß und gut ist Gott!
D ich ehre sein Gebot!”

“Sein Gebot ist süß und mild;
Zeiget mir so ganz sein Bild;
D wie heilig muß nicht der
Seyn, der so befiehlt, als er!”

“Er weiß alles: welche Lust
Ist es mir nicht, ganz bewußt
Mir zu seyn, daß Er mich sieht,
Wenn mein Herz das Böse flieht!”

“Allenthalben, wo ich bin,
Ists, als trät' ich vor ihn hin,
Schaut' ihm in sein Angesicht,
Und sein Blick erschreckt mich nicht.”

“Wie viel Freud' ist um mich her!
Alles schafft und schenket Er!
Blum' und Frucht, und grünes Land
Sind Geschenke seiner Hand!”

“War ich nicht schon oft und viel
Bös' und that, was Er nicht will?
Dennoch bleibt Er immer treu,
Und sein Segen immer neu.”

“Sollt' ich ihn nicht lieben? Ihn?
Ja, ich will mich stäts bemühen,
Gut zu seyn, aus Dankbarkeit
Thun, was mir mein Gott gebeut!”

Seht, ihr lieben Kinder, dies
Ist mir Tugend ganz gewiß;
Die kommt aus dem rechten Quell,
Und durchströhm't das Herz so heiß!

Dieses merket euch denn wohl:
Tugend geht auf Gott, ist voll
Seiner Liebe, prägt den Schein
Gottes tief in sich hinein.

II.

Sprecht oft mit dem lieben Gott,
 Kinder; klagt ihm eure Noth,
 Wenn ihr trauret, wenn euch was
 Fehlet, bittet ihn um das.

Denn ihr wißt es ja, er hört
 Alles, was der Mensch begehrt,
 Und er wünschet nichts so sehr,
 Als, daß jeder glücklich wär.

Er ist selbst voll Seligkeit,
 Fern von ihm ist alles Leid;
 Das kommt daher, weil er höchst
 Heilig ist, vollkommen höchst.

Wär er minder gut und rein,
 Würd' er nicht so selig seyn;
 Laster stört das Glück durchaus,
 Bringt nur Kummer, Schaam und Graus.

Also seht ihr, wo's uns drückt. —
 Nur wer gut ist, ist beglückt;
 Je vollkommener ihr seyd,
 Desto minder habt ihr Leid.

Und zieht da ein Uebel her,
 Dünkt es euch doch nicht so schwer;
 Eure Tugend hebt euch hoch;
 Selbst im Tode siegt ihr noch.

Gott der Vater hat uns lieb;
 Ist oft unser Auge trüb;
 O wie heiterl er so gern,
 Treibt den schwarzen Kummer fern!

Nur ein kindlich treutes Herz
 Will er, das bei jedem Schmerz
 Ihm vertraut und nie vergißt,
 Daß er gut und mächtig ist.

Sprecht im Kummer etwa so:
 Lieber Gott, du bist so froh!

Ach! ich bin nicht froh, wie du,
 Mein Gemüth hat keine Ruh.

Aber liegt es nicht an mir?

O ich komme still zu dir!
 War es wirklich meine Schuld,
 O so habe doch Geduld!

Zeuch nicht von mir deine Hand;
 Gib mir besseren Verstand;
 Laß mich einsehn, daß ein Kind
 Fehlsam ist, und schwach und blind!

Doch das Uebel, so mich beugt,
 Tilg' es, oder mach es leicht!
 Wie mirs nützt, es steht bey dir,
 Mach, was du willst, mit mir!

Du Allwissender weist mehr,
 Was mir nützt, als irgend wer;
 Du hast mich gemacht; ich will
 Dir geduldig halten still.

III.

Kinder, in der frohen Zeit
 Ist das wilde Herz oft weit
 Von dem lieben Gott, und denkt
 Nicht, daß Er die Freude schenkt.

Aber ist er nur alsdann
 Unserer Ehre werth, wenn man
 Hilfe von ihm suchen muß?
 Sucht man ihn nur aus Verdruß?

Macht ihrs eurem Vater so?
 Wenn er euch ein Leiden wo
 Abnahm, euch hernach was gab,
 Fielt ihr da straks von ihm ab?

Nein, die liebe gute Hand
 Küßtet ihr, noch mehr entbrannt
 Gegen ihn von Lieb' und Pflicht;
 Gegen Gott wärt ihr es nicht?

Aber merckt euch: Eins ist noth, und dieses ist,
 Ueberall den lieben Gott
 Zu empfinden und zu sehn,
 Wenn wir gleich sein Bild nicht sehn.

Daran liegt es, daß Gebet
 Uns so kalt vom Herzen geht,
 Weil uns Gott unsichtbar ist,
 Und man ihn darob vergißt.

Sonsten ist der Mensch kein Stein,
 Unempfindlich dem zu seyn,
 Der ihm täglich Gutes thut:
 Dankbarkeit liegt uns im Blut.

Aber Leichtsinn, kurzer Blick,
 Dies bringt uns von Gott zurück,
 Dessn' uns allen Herz und Sinn,
 Herr, und zeuch uns zu dir hin!

IV.

Jeder trägt mit sich umher,
 Einen Spiegel, drinnen er
 Unverhohlen sieht und liest,
 Wies mit ihm beschaffen ist.

Jede gute That, die ihr
 Kinder, thut, die glänzet hier;
 Euer Herz erkennet sie:
 Dieser Lohn verfehlet nie.

Jeder Muthwill, jeder Fehl
 Zeigt sich hier nicht minder hell,
 Bindet euch die Augen zu,
 Dennoch läßt euch das nicht Ruh,

Süß ist des Gewissens Lohn,
 Ist des Himmels Vorschmack schon,
 Fried und Freud' in eigener Brust,
 O was gleichet dieser Lust!

Bitter, bitter ist die Pein,
 Eigner Richter sich zu seyn!

Ein Richter, der durch List
Ewig unbestechlich ist!

Scheuet des Gewissens Macht,
Lieben Kinder, Tag und Nacht!
Gott ist's, der es euch erschuf,
Achtet es für Gottes Ruf.

Näher könnt uns Gott nicht sehn;
Bei uns selber lehrt er ein!

Fragt ihr: wo ist Gottes Wort?
Das Gewissen zeigt den Ort.

Das Gewissen ist der Stab,
Der uns vom Verderben ab
Auf den Weg zum Glücke führt,
Und an Gottes Statt regiert.

Zwar, wir täuschen uns auch leicht;
Denken: das Gewissen schweigt,
Drum ist jene That nicht schlecht;
Und die That ist doch nicht recht.

Aber dann ist nicht bedacht,
Das uns Schwachheit fehlsam macht
Das Gewissen, Kinder, liegt
Im Verstand', und dieser trägt.

Drum, ihr Kinder ist es schön,
Um Erleuchtung Gott zu flehn,
Wie einst Salomo es that;
Und Gott gab ihm, was er bat.

V.

Samlet Schätze, häufet Gold,
Verbet Kronen, wenn ihr wollt;
Gold besiegt nicht jede Noth,
Kronen trösten nicht im Tod.

Was nicht über dieses Ziel
Mit hinausgeht, hilft nicht viel;
Seht, wir leben kurze Zeit,
Dann noch mal in Ewigkeit.

In die Ewigkeit hinein
 Gehst nicht Pracht, noch edler Schein;
 Unser Geist und sein Verstand
 Findet dort sein Vaterland.

Alles andre bleibt dahier,
 Selbst den Leib verlassen wir;
 Bis Gott unser einst gedenkt,
 Und ihn uns verklärter schenkt.

Also: Sorge für den Geist
 Ist uns nöthig allermeist
 Was ist nun des Geistes Heil?
 Jugend ist sein bester Theil.

Was ist Jugend? Unstre Pflicht.
 Frei vor Gottes Angesicht
 Thun zu können, was man thut,
 Immer edel, immer gut.

Liebreich gegen jedermann,
 Wohlzuthun, so oft man kann;
 Den zu trösten, welcher weint,
 Wär er auch gleich unser Feind.

Den zu lieben, der uns liebt
 Dem zu geben, der uns giebt,
 Wo wir können, oder Dank
 Ihm zu weihen Lebenslang.

Dieses steht im Bibelbuch;
 Lehren, die ich nie genug
 Euch und mir, und jedermann
 Preisen und empfehlen kann. Overbeck.

Das Nordlicht.

Nach, welch ein Glanz im blauen Sterngefelde!
 Willkommen lieblichs Rosenlicht
 Am späten Abendhimmel! wie so milde
 Dein Blick die schauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols kalten Zonen,
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,
Auch uns, die wir im mildern Lichte wohnen,
Uns, denen freundlicher die Sonne lacht!

Der Aberglaube sieht in deinen Stralen,
Die mild vom Osten bis zum West
Mit Rosenglanz den blauen Aether malen,
Krieg, Ueberschwemmung, Hunger, Pest.

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leier neue Töne,
Und singe, bis der Morgenstern erwacht.

Karolina Rudolphi.

An Tabarit.

Hat deine Seel' in deines Gottes Welt
Sich rein erhalten, liebster Tabarit,
Dann wird in deinen Saal, auf deine Flur,
In deinen Garten und in deinen Wald
Die Freude willig dich begleiten! wird
In deinem Herzen wohnen, und darin
Kein Gast, sie wird, als wie zu Hause, seyn!

Wenn deiner Mitgeschöpfe keines je
Mit einem Wink von dir beleidigt ward;
Wenn Wollust nie, wenn Stolz, und Neid und Zorn
Nie kochend machten deines Herzens Blut;
Dann, lieber Tabarit — o Heil dir! — dann
Ist deine Seele rein!

O möggest du

In deines Gottes Augen immer doch
Sie rein behalten! Denn ich liebe dich!
Und meine Lieben mag ich alle gern
Begleitet von der Freude sehen, und gern
Der Dritte seyn!

Gott, unser Schöpfer, hat
 Zur Freude dich und mich erschaffen. Ha!
 Wir wollen diesen seinen großen Zweck
 Ihm nicht verderben; wollen immer gut
 Und immer fröhlich unserm Schöpfer seyn
 Und immer besser, immer fröhlicher
 Mit jedem Tage werden! Jeder Tag
 Ist eine lange Periode; dir und mir
 Sind unsre Tage zugezählt. Wohlan!
 Wir waren gut, und wollen fröhlich seyn!
 Gleich.

Der leichtsinnige Knabe,

ein Schauspiel für Kinder.

Personen.

Herr Guldberg.

Ludewig, Guldbergs zehnjähriger Sohn.

Wilhelm, Guldbergs Nefte, der von ihm erzogen wird; eine Waise, von gleichem Alter.

Lore, Guldbergs Tochter, neun Jahre alt.

Luiſe,) zwei kleine Mädchen, die bei Loren zum
 Terchen.) Besuch kommen.

Jonas, ein Bergmannsknabe und kleiner Spielmann, auch ohngefahr von acht Jahren.

Erster Austritt.

Ludewig und Wilhelm.

Wilhelm, (am Tische sitzend und schreibend.)

Nun, lieber Ludewig, wirst du die ganze Stunde mit Spielen hinbringen?

Ludewig, (herumhüpfend.) Nur noch ein klein Bischen!

Wilhelm. Aber du bedenkst nicht, daß wir um vier Uhr unserm lieben Herrn Trautmann die Uebersetzung bringen sollen.

Ludewig. Nur noch ein klein Bischen!

Wilhelm. Der gute Mann! Er kann sich so freuen, wenn wir unsere Sachen gut gemacht haben!

Ludewig, (noch immer herumspringend.)
O nur noch ein klein, klein Bischen!

Wilhelm. Da schlägt's schon drei Viertel; ich habe nur noch einen Strich zu thun, so bin ich fertig. Da!

Ludewig, (läuft zum Schreibzeuge.) O weh mir! Schon drei Viertel? Wie kann ich nun noch fertig werden!

Wilhelm. Sagt' ich es dir nicht?

Ludewig. Nun ich will so geschwind machen, als ich nur kann; vielleicht werde ich doch noch fertig. — Sieh! Schon drei Zeilen! Zuckhei! Das geht fix! (springt bei diesen Worten auf, wirft das Tintenfaß um, und besudelt das ganze Blatt.) O weh mir armen Koridon! Was habe ich gemacht!

Wilhelm. Du bist doch recht unbesonnen, Ludewig!

Ludewig. Ich habe es wirklich nicht mit Fleiß gethan.

Wilhelm. Mit Fleiß? Wer denkt daran? Kann man so was auch mit Fleiß thun? — Aber doch aus Leichtsinne, lieber Ludewig; aus Unbesonnenheit? Du weißt, das ist dein gewöhnlicher Fehler.

Ludewig. Nun, ich will geschwind wieder anfangen; es soll doch wohl noch gehen (schreibt wieder einige Zeilen; wackelt darauf mit dem Stuhle, indem er sich auf ein Wort besinnt, und schlägt rücklings über.) Au!

Wilhelm. Wieder was Neues! Ludewig, Ludewig, da hättest du den Hals brechen können!

Ludewig. Der verzweifelte Stuhl!

Wilhelm. Der verzweifelte Leichtsinm und der arme Stuhl! solltest du sagen. Sieh! die Lehne ist zerbrochen. Das wird der Mutter auch keine Freude machen.

Ludewig. Ich bin ein armer Junge. — Und was wird nun aus meiner Uebersetzung werden? Lieber, bester Wilhelm! Du mußt mir helfen! mußt mich deine Uebersetzung abschreiben lassen!

Wilhelm. Abschreiben lassen! Was würde dir das helfen?

Ludewig. Ich, daß nur Herr Trautmann nicht unzufrieden wird!

Wilhelm. Meinst du, daß er es nicht merken würde? Und wenn er es nicht merkte, dürften wir es ihm wohl verschweigen? Fi! Das wäre ja Betrug.

Ludewig, (weinend.) Aber, was soll ich denn nun machen? — Was wird Herr Trautmann sagen, wenn du deine Uebersetzung bringst, und ich keine?

Wilhelm. Sieh, Freund, alles, was ich thun kann, ist, daß ich in Herrn Trautmanns Augen nicht besser seyn will, als du. Da. (Er zerreißt seine eigene Uebersetzung.) Nun wollen wir hinauf gehn, und dem lieben Manne freimüthig sagen, daß wir heute faul gewesen sind, daß wir aber dafür Morgen doppelt fleißig seyn wollen.

Ludewig. Bist doch ein guter Junge, Wilhelm (ihn streichelnd,)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, und Lore.

Lore. Lieber Wilhelm, Herr Trantmann will so gut seyn und dir erlauben, daß du hier unten bleibest. Luise und Tetschen kommen zu mir, und da sollst du uns Gesellschaft leisten.

Ludew. Und für mich hast du nicht gebeten?

Lore. Nein, Ludewig!

Ludewig. Und ich bin doch dein Bruder und der nur dein Vetter!

Lore. Schlimm genug, daß der Bruder es darnach macht, daß man ihn nicht eben so lieb, als den Vetter, haben kann!

Ludewig. Was hab' ich dir denn gethan?

Lore. Mir möchtest du thun, was du wolltest; wenn du nur dir selbst nicht so sehr schadeatest, indem du machst, daß kein Mensch mehr Freude an dir hat.

Ludewig. Was thu ich denn?

Lore. Was du thust? Nichts mit Bedacht, alles aus Leichtsinne, alles aus Unbesonnenheit! Kaum bist du ins Zimmer getreten, so kann man darauf wetten, daß etwas Unangenehmes vorkommen wird! Bald wird etwas zerbrochen, bald etwas zerrissen, bald etwas beschmutzt, bald lernst du, daß einem die Ohren hällen, bald verdirbst du uns unsere Spiele, bald fängst du gar an zu zanken. Alle unsere kleinen Freunde scheuen sich deswegen vor unserm Hause, und es ist ein rechtes Wunder, daß Luise und Tetschen heute zu uns kommen wollen. Nicht wahr, Wilhelm, er wird kein guter Mensch werden, wenn er so fortfährt?

Wilhelm. Wir wollen hoffen, daß er sich bessern wird. Nicht, Ludewig du willst nicht mehr so unbesonnen seyn?

Ludewig. Mein, mein Lebelang nicht wieder!

Wilhelm. Nun, liebes Lorch, so vergiß seine bisherige Aufführung! Ich will mit ihm zu Herrn Trautman gehen, und bitten, daß es ihm auch erlaubt seyn möge, unsen zu bleiben. Er wird sich gewiß gut aufführen; ich stehe für ihn. (geht mit Ludewig ab.)

Lore. Ich wünsche, daß du wahr sagst.

Dritter Auftritt.

Lore, (allein.) Der Wilhelm ist doch ein guter Junge! — Möchte Ludewig doch auch so werden! (sie setzt die Stühle zurecht, wischt den Tisch ab, und hebt kleine Papierstückchen auf, die auf dem Boden liegen.) Nun ist doch wohl alles ordentlich? — Ich meine ja. — (Es wird angetlopfst; sie springt nach der Thür.)

Vierter Auftritt.

Lore, Luise und Jetchen.

Lore. Ah! Willkommen, liebes Luischen! Willkommen, liebes Jetchen! (sie umarmen einander.)

Luise. Ist mir doch, als wenn ich dich in einem Jahre nicht gesehen hätte!

Jetchen. Es ist auch lange genug! Gewiß beinahe drei Wochen.

Lore. Wenigstens fehlt nicht viel: vergangenen Sonntag war es grade vierzehn Tage, daß ich bei euch war.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm und Ludewig.

(Wilhelm begrüßt die Fremden anständig: Ludewig kommt singend und springend herein, und hüpfet, ohne auf die fremden Kinder Acht zu geben.)

zu haben, auf den Stuhl, der neben seiner Schwester steht.)

Ludewig, (singend.)

Heiß! lustig! ich bin Hans
Du bist meine Hanne!

(Er versucht seiner Schwester auf die Schultern zu springen, drückt sie nieder und fällt selbst vom Stuhl auf sie herab.)

Wilhelm. Ludewig, Ludewig! Was machst du nun wieder? (alle springen zu, um Loren wieder aufzuhelfen.)

Ludewig. Eine Kleinigkeit! (dreht sich auf einem Beine um, und fängt wieder an zu hüpfen.)

Luiſe. Wir beklagen dich liebes Lorch, hast doch keinen Schaden gekriegt!

Lore. Ich denke nicht. Verzeiht, lieben Kinder, daß ihr so was habt ansehen müssen! Ich kann, wie ihr seht, nicht davor.

Tetchen, (sie streichelnd.) Wenn's dir nur nicht weh gethan hat!

Lore. 'S ist schon vorüber; seht euch, meine Lieben. (Wilhelm setzt jeder einen Stuhl.)

Luiſe. Bemühen Sie sich doch nicht.

Wilhelm. Gar keine Bemühung!

Lore. Ach! Wilhelm thut's gern; (sie reicht ihm die Hand) ich wollte mein Bruder lernte ihm etwas von seiner Gefälligkeit ab;

Ludewig. D ich will heute der gefälligste Mensch unter der Sonne seyn! Sollst nur sehen! eine Magd bringt eine Kanne voll Milch, eine Zuckerdose und Tassen.) Ich will zum Exempel gleich einschenken.

Lore. Damit wieder was zerbrochen werde! Das überlaß mir. (sie schenkt ein und reicht die Zuckerdose herum.) Wer von euch trinkt mit Zucker?

Luiſe. Wir danken, wir ſind gewohnt ohne Zucker zu trinken.

Ludewig. So will ich für euch mitnehmen. (er greift in die Schachtel und nimmt ein Stück über das Andere heraus, daß ihm endlich die Schweſter die Schachtel wegnehmen muß.)

Lore. Schämſt du dich nicht, Ludewig!

Ludewig. Ich that's nur des Spaaes wegen. Sieh, daß es mir nicht darum zu thun iſt — (er gießt ſeine halb ausgeſtrunkene Taffe mit dem übrigen Zucker wieder in die Kanne; und geht ſo ungeſchickt dabei zu Werke, daß die Kanne umfällt und die Milch auf Jetchens Kleid verſchüttet wird)

Jetchen. Das Gott! — Was wird meine Mutter ſagen, wenn ich ſo zu Hauſe komme! Was fangen wir nun an?

Lore. O über den Menſchen! (zu Ludewig) Was ſtehſt du? Geſchwind ein Glas Waſſer! (ehe Ludewig ſich von der Stelle bewegt, iſt Wilhelm ſchon hinausgeſprungen.)

Luiſe. Ich habe immer gehört, das Beſte wäre, es mit einem reinen Tuche zu trocknen. Hier iſt mein weißes Schnupftuch — (ſie treten zu Jetchen: Luiſe hält und Lore reibt; indes ſetzt ſich Ludewig an den Tiſch und trinkt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wilhelm kommt mit einem Glaſe Waſſer.) Wir brauchen kein Waſſer, lieber Wilhelm; indes danken wir. Am Ende iſts Jit, der läßt ſich wieder auswaſchen.

Lore. Es geht recht gut heraus. Siehſt du, Luiſchen, ich glaube kaum, daß man etwas bemerkt. — (ſie hält's ihr vor.)

Luiſe. Nein; wenn ichs nicht vorher wüßte.

Jetchen. O das iſt gut! Ich bin recht erſchrocken geweſen. Die Mutter hat ſo viel Geld für das Kleid hingeben müſſen.

Lore.

Lore. Nun setzt euch wieder, Kinder; und du (zu Ludewig) bleib uns weit genug vom Leibe. (Sie will einschenken, findet aber die Kanne leer; sie sieht Ludewig an) Nun das ist doch auch so unhöflich, als man sich nur in der Welt was vorstellen kann! (zu den andern) Könnt ihr denken, daß er unferdes die ganze Kanne ausgefrunken hat? (Wilhelm wirft einen unwilligen Blick auf Ludewig und geht hinaus)

Luiſe. Laß es gut ſeyn, Lorchſen! Ich trinke keinen Tropfen mehr.

Tetſchen. Und mir hat der Schrecken den Appetit verderbt.

Lore. Aber nun; was fangen wir denn an? Wollen wir nicht ein Biſchen ſpielen?

Luiſe. Meinethalben; aber was?

Ludewig. O ich weiß exelente Spiele! Blindekuh, — ſieh dich nicht um, der Wolf geht um — Wie — —

Luiſe. Mit ihnen zu ſpielen, müſſen wir verbiffen.

Ludewig. J, warum denn?

Luiſe. Weil uns unsere Arme und Beine, unsere Nasen und Augen zu lieb ſind.

Lore. Ach! da kömmt unser Wilhelm wieder — der ſoll ſagen, was wir ſpielen wollen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Wilhelm.

Luiſe. Gut, lieber Wilhelm, daß Sie kommen! Sie ſollen uns ein Spiel angeben.

Wilhelm. Ich habe draußen einen kleinen Muſikanten ſtehen; wollen Sie, ſo ſoll er uns
Kinderbibl. I. Bändch. ¶

etwas vorsingen, oder zu einem Länzchen aufspielen.

Lore. Einen kleinen Musikanten? Einen kleinen Musikanten? Wer ist er denn?

Luise. Allerliebste! Das muß wahr seyn. Wilhelm weiß seine Gesellschaft vortreflich zu unterhalten.

Gerchen. Ach! Singen und Tanzen ist mein Leben!

Wilhelm. Wir verdienen dazu ein Gotteslohn. Es ist ein armer kleiner Bergmann mit einer Geige. Ich gebe ihm einen Groschen, den ich ersparet habe, und er hat mir versprochen eine Stunde dafür zu spielen.

Luise. Nein, nein! wir legen zusammen.

Gerchen. Ja, wir legen zusammen.

Wilhelm. Nun, darf ich ihn herein bringen?

Lore. Freilich, gu' er Wilhelm! Wo hast du ihn denn?

Wilh. Daraussen vor der Thür. (er geht ab.)

Siebenter Austritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen, Ludwig will ihn aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludew. Nun ich wolltte ihn nur zerschneiden!

Lore. Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit, wie mit der Milch gehen. (sie schneidet ihn in Stückchen und giebt ihn herum.)

Ludewig. (nachdem alle genommen und noch ein Stück übrig bleibt.) Wer soll dem das haben?

Lore. Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Zetchen. Eher wollt ich selbst mein Stückchen wieder zurück geben.

Luiſe. Und ich das Meinige.

Achter Auftritt:

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, (Der eine Geige unter dem Arme hat.)

Wilhelm. Da bringe ich meinen Musikanten.

Lore. Wo bist du her, mein Kind?

Jonas. Von J'han Gürgenstohdt im Lerzgebürg.

Luiſe. Hast du denn noch Eltern?

Jonas. De Mohter läbt nömmer: über'n Bohter hob iech nah.

Zetchen. Und warum kömmt du denn so weit her!

Jonas. Je, mei armer Bohter is starblind; her kah nisch mehr erwärbe. Do giehe mer nurüm, und iech muß'n durch mei bissel Fiddeln Brud schossen.

Lore. Nun willst du uns denn etwas hören lassen?

Jonas. Warum net? iech spiel rächt hätzlich gärn ser su hübschen Mummefellchen und Musjehs: mein Spielen bedet nur net viel.

Wilhelm. Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige, Zetchen reicht unterdes Wilhelm den Teller mit dem übrigen Stückchen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in

der Hand. (Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchen; dann singt er es dazu.) Nu Glück auf!

Ich bin än armer Bärma's Gunge
 Und hob g'wis' net zu beißen viel;
 Das hob iech: äne frische Lunge
 Und do mei klänes Geigenspiel.
 Sin'g und Spielen erwuiff wul das Eäben,
 Doch sul's mich äch ä bissel erfreun,
 Se müßt ihr mer was zu brocken gäben,
 Denn Bug'n und Kähl wüll'n geschmieret sehn.

Wilhelm. Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Luchen!

Jonas. Nänä, mei schöner junger Herr! her is'ts wul selberst! ä bissel Salz und Brud huts ah.

Wilhelm. Du sollst aber: das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas. Nu, so sog iech'm schön Dank. Ober iech wärd's is't net assen, sondern's men armen Bohter miet nämme: fer ihn kömmt net leichling ä su guter Bissen.

Lore. Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stückchen schon aufgeessen habe!

Luiſe. Warum ist er doch nicht ein Wischen eher gekommen!

Tetchen. Ich habe noch die Hälfte von meinem; da bring das deinem armen Vater auch mit.

Jonas. O nä d'ch, nä d'ch! — boholt Si's schöne Mumsel! Her hof an ähn Stückel schu genug — Mer is't suche Lackerbista net, daß mer sich dra sol is't.

Jetzen. Ist denn lieber dies selbst auf.

Jonas. Nänä; sull ichs gu nämme: so lass'n Sie mers immer lieber in mei Schnupffüchel wickeln, und miel hehm nämme. (er sucht) — Je vertrakt! hob iech doch ka's in mei Kiffel: geben Sie mer ner ä Papierl.

Lore. Ich will dir ein reines Tüchelen suchen! wir wollen den Kuchen indessen ins Fenster sehen.

Jonas. Ae rächt, ä rächt, mein hübsch Mumselchen! Ist bin ichs Fiddelns, und nel's Effens wägen da.

Wilhelm. Nun was willst du uns denn nun zum Besten geben?

Jonas. Je nu, wull'n Sie epper na ä Liedl hoben? Iech ka ä vurnehms. Es klapf zwor nel so sey, wie unsere Bärgrnappenliedlä, ober s is, gläb iech, doch guf gemähnt. (er geigt und singt wechselsweise.)

Ich fahr in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt;

Und fürchte nicht den nahen Tod
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsen Wuth,
Der auf mich nieder hengt,
Nicht diese wilde Wasserfluth,
Die sich durch Felsen drengt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,

Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Lübn reiß ich diesem Erdengrund
Die harken Adern auf.
Und bring aus tiefem finstern Schlund
Der Erde Mark heraus.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O was gewinnt mein Fleiß?

Oft franke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab,
Ein bischen Salz und trocken Brod,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten
immer näher, und trocknen sich die Augen. Lu-
dewig springt unterdes herum; kömmt zu den
Teller mit den Kuchenstückchen, und ißt sie auf.

Wilhelm. (ergreift ihn bei der Hand)
Armer Kleiner! Du bist also wohl recht un-
glücklich?

Lore. Das häßliche Geld! das macht alles
Unheil!

Jonas. Ah nä! Mer kähft gu alles dera-
mief; und wenns ädle Bärchwärk net wär, so
hätt'n mer gu nischt zu läben. 'S is freilich wul
viel von dem wohr, was's Lidl soat: ober je nu,
wenn mer halter ner Brud hot, se hungert mer
dach net; is mer krank, so sorgt der liebe Gott
äh fer unser än, und is mer tudt, se braucht
er nischt mer, als ä bissel Aerd, und das find
mer überall.

Lore. Ouser Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Zonas. Je warum net? Wenn iech mei ohlten Bohler nur noch ä Zeislang behalt, so ist alles schu gut. — Sul iech epper nach ä Stück'l uffstreich'n?

Wilhelm. Ich dächte nicht, wenn's ihnen so gefällig wäre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (er sucht seinen Groschen.)

Luisse. Ich meine auch; aber wir müssen alle für ihn zusammenschließen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Tetchen. Und hier meiner!

Lore. Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! behalt den Deinigen.

Wilhelm. Nein, das Vergnügen laß ich mir nicht nehmen. (er nimmt alles zusammen und giebt's Zonas.)

Zonas. Nä, das is ze viel! das is ze viel! her hof mer ner ä Groschen versproch'n, mei liebes gunges Herrl!

Wilhelm. Nimm, nimm! es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Zonas. Se segn's Ihnen der liebe Gott. (zu Lore) Ober se wulken gu der Güte seyn, und mer ä bissel Pavier zum Strizel göben, daß Sie mer verehrt hoben.

Lore. Bald hält' ichs vergessen — — (sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein bischen dünne; dazu aber wirts wohl gut genug seyn.

Zonas. Nä, nä! 's ist viel ze gut; das dorf iech net nömme.

Lore. Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt, es zu verschenken.

Jonas. Nu, se vergälls Gott! vergälls Gott! (er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indes auf die Erde.)

Lore. Wart, ich will dir helfen einpacken.

Jonas. (traurig) 'S is nischt mehr do!

Lore. Nun, was ist das? Ludewig, Ludewig, gewiß hast —

Ludewig. (betroffen) Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn seyn sollte.

Lore. O über den Menschen! Zi, Bruder wie kannst du —

Jonas. Sei se ner nek büs, mei hübsches Günsferle! 'S will nischt sopen. Zech bildte mer ner ane Fröd ei, ma's armen Bohfers wägen.

Wilhelm. (äußerst unwillig.) Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchchen — leihen Sie mir —

Lore. (zieht ihr Beußlchen heraus, eben das thut auch Luise und Zetchen) Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Luise. Und dies! —

Zetchen. Und dies noch — (jede giebt Wilhelm ein Geldstück in die Hand und Wilhelm reicht alles Jonas.)

Wilhelm. Da nimm! und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas. Gruhfer Gott! gruhfer Gott! das is go ze viel!

Wilhelm. (reicht ihm wehmüthlich die Hand.) Ach, daß ich dir nicht auch noch etwas geben kann! Aber — ich bin auch eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas. Ah! mei hätzliebster gunger Herr! — Hof her mich net dohär gebracht? Zech wulk, her nähm sen Gruschen wieder!

Wilhelm. Betrübe mich nicht, und —

Jonas. (faltet die Hände.) Nu! se erhalt. Sie Gott gesund, und laß Sie sei gruhß wärden!

Ludewig. (der eine Weile nachgedacht hat.) Warke, warke ein Bis chen! Ich muß dir auch was holen! er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige, die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken) O weh! (läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas. (der sich nach seiner Geige umsieht.) Ze, das Gott erbarm! das Gott erbarm! Zech bi verloren! Ich bi ganz rugenierd! (die Kinder drücken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus)

Jonas. O jemine! Mei ganz bissel Reichthum — wo: nit iech mich und mei armen Bohfer ernährte — da sähn Sie ämohl klä's Geigel mei — 's is in Stücken! — O je, armer Bothher! o iech armer Schelm! (er schluchzt und ringt sich die Hände.)

Lore. O der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm! —

Luiſe. Ich habe noch ein Paar Groschen bei mir: hier!

Jonas. (noch immer weinend.) Ah wul
auf und dankens wärth: ob'r davor ka iech na
käha Geig käfen. — O mei armer Bohter!
— her hotte se schu über funfzehn Gahr gehof —

Jerchen. Da — alles, was ich bei mir
habe! (sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worin-
nen aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore. (geht nach ihrem Kiehpulte.) Hier
ist mein silberner Fingerhut! Geh armer Mensch,
und verkaufe ihn; einer von Messing vertritt bei
mir auch die Stelle.

Wilhelm. Warte, Freund! ich will dir
auf einmal helfen. (er bückt sich, macht seine
silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie ihm.)
Ich habe noch ein Paar Tombakene. — Dafür
kriegt du gewiß ein Paar Thaler; sie sind noch
von meinem seligen Pashen. (Lore hält ihm den
Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor;
er aber weigert sich sie anzunehmen)

Jonas. 'S gibt nef! iech därf nef! Mei
Bohter gläbte, iech häß' gemaust, wovur mich
unser Herrgott bewohr!

Lore. Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm. Meine Schnallen — du wirst
mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore. Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas. Se muß iech — ach! — du grub-
fer Gott! Se sul iech Sie nu um's Thrige bringe?

Wilhelm. Sei du unbekümmer! Gott
kann mir mehr, als diese Kleinigkeit wieder ge-
ben. Du und dein Vater, ihr braucht Brod;
mir gab er es reichlich, und ich habe keinen
Vater zu ernähren.

Lore. Geh nur, geh; daß du zu deinem Vater kömmt.

Tonas. Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhüßl wieder!

Lore. Nichts, nichts, nichts!

Luiſe, Vielleicht kömmt du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Terchen. Ja, ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Tonas. Ach! Se gute härzle Leußl schicken mich zähmohl unruhiger wag, als ich gekumme bi — häß' ich ner mei Geig ganz beholten, nimmer — nimmer häß' ichs gekumme.

Wilhelm. O du quälst uns! Geh nur diesmahl! Unser Vater möchte kommen.

Tonas. Su? Ihr Här'r Tochter? — und dan erworten Sie nu izt?

Lore. Geh, geh!

Tonas. (geht weinend ab.) Ach! — ach — se sul ichs nu nämme? Ob'r wenn Sie epper Verdruß drüber höffen — die goldigen, liebengungen Härzen! (geht ab.)

Neuuter Auftritt.

Lore, Luiſe, Terchen, Wilhelm.

Luiſe. Wie bedaure ich Sie um Ihre Schuhſchnallen!

Terchen. Sie geben uns ein Beispiel —

Wilhelm. O das hat mir unser Lorchel gegeben!

Lore. Gewiß, Vetterchen, wenn ich dich nicht recht Schwesterlich liebte, so wäre ich nicht werth einen solchen Vetter zu haben. Du hast mich durch dein Exempel schon viel besser gemacht, als ich vorher war, ehe dich mein Vater zu uns nahm.

Wilhelm. (hält ihr den Mund zu.) Fi, Lorchen! du beschämst mich! — Aber müssen wir nicht dem Vater sagen, wie sich Ludwig heute wieder betragen hat? Er machts doch gar zu arg!

Lore, Ich weiß nicht — er wird sich so sehr darüber kränken — Ah! da ist er selbst —

Zehnter Austritt.

Die Vorigen, Guldberg, Jonas.

(Die Kinder treten ein wenig betroffen auf ein Häufchen; Lore und Wilhelm sehen den kleinen Jonas etwas unwillig an.)

Guldberg. (zu den beiden fremden Kindern.) Ah! Willkommen, meine lieben Kinder! Wie gehts? Besuchen Sie einmal meine Kinder? Wie befinden sich Ihre lieben Eltern?

Luiſe. Recht wohl, Herr Guldberg.

Gerchen. Und lassen Ihnen viele Komplimente machen!

Guldberg. Da ist mir vor dem Hause der kleine Bergmann nachgelaufen, und will nicht ablassen mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, was er haben will — (zu dem Knaben.) Nun; Kleiner, was ist denn dein Anbringen?

Jonas. (zu Loren und Wilhelm.) Ah, mei hätzige liebe kläne Herrschaft, vergäb Sie

mers um Gottes willen! Zech ka'es ober net verschweigen, un's wär wul äne Sünd, wenn iechs wieder Wissen un Willen Ihres Härrn Bohlers behielt. Zech was schu, Linner hoben nisch wög zu geben.

Güldberg. Was habt ihr denn mit ihm gehabt?

Jonas. Ah! nisch Büs's! Ner ze gut! — Das liebe Herrl do ruft mieh von der Gass her, dos iech durch ä bissel Fiddeln die Ahndern erlustriren sul. Do wor nah an anrer Musjeh, ober keen so guter Musjeh —

Güldberg. Er meint gewiß Ludewig?

Jonas. Nähm's der Härr doch jo net ibel, daß iechs sog; ob'r wer ka nu anners? Zech spiel uf, was iech ka, un de gunge Herrschaft is äh fe gut, un giebt mer ä Stückle Kuchen, ä Tüchl, 's nein za wickeln, un nä ä ganz Psöhl vul Geld; wie viel wäs iech net.

Güldberg. Nun?

Jonas. Nu da kimt de ahure Musjeh, der net so gut is, und ist mer'n Kuchen uf, dän iech mie armen starblinden Bohler mitbringe wul. Doch das mögt sey; ob'r do Geigl uf den Boden gelegt hob, will er n'aus laufen und tritt mer's in kleine Stückchen enzwey.

Güldberg. (zu Loren und Wilhelm.) Ist das wahr, Kinder? (beide schlagen die Augen nieder und schweigen.)

Jonas. Der Musjeh hofs net gern gethan, gläb iech; wul'n net büs uf'm wärden —

Güldberg. Es soll dir gut gethan werden, mein Sohn! Bist du fertig?

Jonas. Na net, lieber Härr! Hören Sie ner! — Zech steh in Todesangst, und do de

liebe klän Herschaft — o de guten Härzenspü-
le! — se haben net su viel, mer mei Schoden
gut ze thun — da gibt mer das schöne Gling-
ferie hier ihr silbern Fingerhüßl, un dos gute
Herrl seine silbern Schuhschnallen. Ober nä, dos
ka iech net übers Härz bränge — mei Bother
döcht wul gor: iech häß's gestulen! Iech hürte,
doß ihr Papa hemkummen sulte, und gläbte,
daß iechs ihm sogen müßt: denn ich wäs schu,
doß Kinder uhne's Bother's Erläbnis nisch weg-
zugäben hoben. Nä, Gott bewahr mieh! hob
ich schun käne Geig mehr — o mei Geig! un
mei armer Bother!

Göldberg. Gott! — Ich weiß nicht — soll
ich dich, oder soll ich euch, meine guten Kinder,
zuerst umarmen? — Doch dich — dich zuerst,
redliche Seele! Komm näher an mein Herz —
äusserste Armuth, äusserste Versuchung — und
doch so ehrlich! — (er umarmt ihn.)

Jonas. Is es denn suen Wunder, rächt
zu thun? Där liebe Gott wills jo so hoben:
Nä, „unrecht Brud gedeit net,“ hat mer immer
mei Bother un Mohfer vurgeprädigt: un wenn
Sie anners so gut sein wullen, se lenne Sie mer
än anners Geigekläffen, do is där Schoden ge-
heilt. — Da sind die Schuhchnallen un's Fin-
gerhüßl wieder!

Göldberg. Weißt du was, junger Freund!
bleib bei uns! du sollst hier meinem Wilhelm
zur Hand seyn; wir wollen dann schon weiter sehen.

Jonas. Ah! dem Engel do? — D! —
iech ersick vār Fräd. (Er springt nach Wilhelms
Hand, um sie zu küssen — traurig.) Ober nä!
— iech müßt mei armen Bother ankahn lassen:
nä — wovun sult her läben? iech sult vut abf
haben, un er hungern? nä, 's gibt net!

Guldberg. Guter Knabe! Wer ist dein Vater?

Jonas. E'n olter stockblinder Bergmah, den iech durch mei Geigen ernähre. Freilich ist's net viel mehr, als ä bißl Brud un ä Kukähs: ober der liebe Gott giebt immer fer än Tog genug, un fer'n nächsten sorgen wir net: do sorgt er wieder.

Guldberg. Nun ich will deinen Vater auch versorgen, und wenn er Lust hat, ihn ins Spital kaufen, wo er einer gute Pflege genießen wird.

Jonas. (mit einem lauten Freudengeschrei — läuft ganz ausser sich umher) D — h — das Gott erbarm! — das Gott erbarm! Mei armer Vother! — nä, su äne Fräd wird her net überleben — nä, iech kah net länger bleibn — iech muß'n hulen, iech muß'n herbrängen — D — h der herze liebe Vother! D — h! (läuft fort.)

Guldberg. (trocknet sich die Augen, und den Kindern sieht man Thränen über die Wangen rollen) O meine Kinder! Welch ein glücklicher Tag für uns! Euch verdanke ich diese Freude. (er setzt sich) Kommt, kommt in meine Arme! (Alle hängen sich an ihn, und es herrscht ein rührendes Stillschwiegen.) Da, lieber Wilhelm, (indem er ihm die Hand an die Backe legt, die Wilhelm feurig küßt.) bist von heute an mein Sohn, mein wahrer Sohn! Du bist es werth in meinem Herzen und in meiner Fürsorge einerlei Platz mit meinen andern Kindern zu haben. Du sollst ihn haben, mein Sohn! er umarmt Wilhelm von neuen, der sprachlos an seinem Halse hängen bleibt) — O wäre doch mein Ludwig erst, wie du! — Wo ist er denn der leichtsinnige Junge?

Lore. Da er die Unvorsichtigkeit beging, die Geige zu zerbrechen, lief er erschrocken zur Thür hinaus.

Luise. Da kommt er!

Filfter Auftritt.

Die Vorigen, Ludewig.

(Ludewig tritt mit niedergeschlagenen Augen herein, und hat eine abgeschchnittene goldene Tresse in der Hand. Er sieht sich nach Jonas um; da er die andern Kinder in den Armen seines Vaters erblickt, bleibt er beschämt stehen.)

Guldberg. Warum kommst du nicht näher, Ludewig?

Ludewig. Ich kann nicht — lieber Vater.

Guldberg. Warum nicht?

Ludewig. Weil ich nicht verdiene von Ihnen geliebt zu werden, wie die Andern.

Guldberg. Sagt dir das dein Herz? (Ludewig weint.) Komm zu mir, Ich weiß, was du gethan hast.

Ludewig. Nein — Sie können nicht alles wissen — sonst würden Sie ja so gütig nicht mit mir sprechen. Ich habe Strafe verdient; strafen Sie mich, lieber Vater!

Guldberg. Weswegen?

Ludewig. (kann anfangs vor Weinen nicht reden.) Ich — will Ihnen selbst alles sagen. — Erst bin ich immer herumgesprungen, da ich die Uebersetzung machen sollte, und da wurde

ich nicht fertig damit. — Wilhelm war so gut seine Uebersetzung zu zerreißen, weil er nicht besser scheinen wollte, als ich —

Güld. (streichelt Wilhelm) Guter Junge!

Ludewig. Da hat er Herrn Trautmann, daß er mir auch erlaubte, unten zu seyn, und sagte, ich würde mich heute gewiß gut aufführen. — Da wir aber herunter kamen, sprang ich auf den Stuhl und riß Schwester Loren nieder, daß wir beide auf die Erde fielen.

Güldberg. Davon hab ich ja nichts gehört!

Ludewig. Ach! es ist noch nicht Alles! Nachher begoß ich Setchen mit einer Sasse Milch, und unterdes, daß die Andern abtrockneten, dachte ich nicht daran, trank die übrige Milch.

Güldberg. Und das alles aus Unbesonnenheit, weil du nicht daran dachtest, daß es unglücklich sey?

Ludewig. Ja, lieber Vater! — Nachher aß ich den Kuchen auf, den sie dem Kleinem Bergmann gegeben hatten, und da ich hinlaufen wollte, um auch etwas für ihn zu holen, trat ich ihm die Violine entzwei.

Güldberg. Und, was sagt dir denn dein eigen Herz indem du das Alles überdenktest?

Ludewig. (weint wieder heftiger.) Ach!

Güldberg. Ich bin gewiß, daß du keins von dem, was du gethan hast, mit Fleiß thatest, du bedachtest nur nicht, was du thatest, handeltest leichtsinnig, unbesonnen. Aber wie viel Mißvergnügen hast du dir und Andern dadurch zugezogen? Und wie weit ärger noch hätte alles ausfallen können, wenn nicht Glück oder vielmehr die göttliche Vorsicht, dabet beschäftigt

gewesen wäre, größeres Unglück abzuwenden? Deine Schwester und du selbst hättet Schaden an eurer Gesundheit leiden können, der arme Bergmannsknabe und sein alter blinder Vater wären beinahe in Hunger und Elend gerathen; und das durch dich — bedenke mahl — durch dich! — Merke dir, mein Sohn: kindischer Leichtfinn und Wildheit sind zwar selbst eigentlich noch keine Laster; aber sie können in Laster ausarten, und richten oft eben so viel Unheil an, als diese. Fährst du so fort —

Ludewig. Nie, nie, bester Vater, will ich wieder so seyn!

Guldberg. Gott gebe, daß dein Vorsatz dauerhaft sey. — Was soll denn die Tresse?

Ludewig. Ich habe sie von meinem Hute geschnitten, um sie dem armen Bergmannsknaben zu geben. Ich suchte Sie im ganzen Hause, um es Ihnen erst zu sagen, aber ich fand Sie nicht; und ich hatte doch nichts anders.

Guldberg. Nun darüber brauchst du dich am wenigsten zu entschuldigen. — Kommt lieben Kinder, jetzt wollen wir zu eurer guten Mutter gehen, und ihr sagen, was heute für ein Festtag für uns ist. Wie bedaure ich dich, Ludewig, daß dein Herz an unserer Freude keinen vollen Antheil nehmen wird!

Weisse. (Abgeändert).



Inhalt.

Erste Abtheilung.	
1 Bruder und Schwester.	S. 1
2 Fiechens Wiegenlied, ihrer Puppe vor- zusingen.	2
3 Wie nöthig es ist, gehorsam zu seyn.	3
4 Die Liebe Gottes.	4
5 Die schönen Kleider.	4
6 Der kleine Gärtner.	7
7 Das Märlein von der Eiz.	9
8 Der kleine Frix, welcher nicht schlafen konnte.	10
9 Die vier Jahreszeiten.	11
10 Zum Laufen hilft nicht schnell seyn.	14
11 Die drei Goldfischgen. Eine Fabel.	15
12 Eulenspiegel und ein Fuhrmann.	17
13 Des kleinen Friedrichs Geburtstag.	18
14 Lotchen und Karl.	20
15 Der kleine Ferdinand, welcher Fürst wer- den will.	27

16	Das Kamel und die Käse.	23
17	Das Kinderspiel.	24
18	Der lügenhafte junge Ochs. Eine Fabel.	26
19	Der Schmetterling.	27
20	Die Zulpentliebhaberin.	28
21	Das wohlbestrafte Kind.	31
22	Trauriges Schicksal zwei junger Knaben.	36
23	Der kleine wohlthätige Mirtil.	38
24	Die sieben Töchter.	42
25	Die frommen Kinder.	44
26	Sehnsucht nach dem Frühlinge.	46
27	Der Rosenstock.	48
28	Die beiden Hunde. Eine Fabel.	49
29	Das milchweiße Mäuschen.	51
30	Das Wiegenband.	52
31	Das Kartenhaus.	52
32	Das Lämmchen.	53
33	Die naseweise junge Fliege. Eine Fabel.	54
34	Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.	56
35	Der schadensfrohe Kater und der unschuldig leidende Pudel. Eine Fabel.	60
36	Der treue Hund.	62
37	Hedchen.	65
38	Gespräch zwischen Karolinchen, ihrer Mutter und Luise, ihrer Begleiterin.	65
39	Die Steckenreiter.	67
40	Das Besinnen.	69
41	Das Glück der Wohlthätigkeit.	69
42	Die Keue.	71

- 43 Friſchens Abendgedanken. 72
 44 Das Kind und die Hofmeiſterin. 74

Zweite Abtheilung.

- 45 Die brüderliche und ſchwefterliche Liebe. 77
 46 Der junge Reiſende. 78
 47 An ein kleines Mädchen. 79
 48 Der übereilte Bau. 79
 49 Friſchens Lob des Landlebens. 80
 50 Der Thau auf Roſenblättern. 82
 51 Das gute Mädchen. 83
 52 Bruder und Schweſter. 86
 53 Der Knabe und ſein Vater. 86
 54 Der poſſirliche Affenfang. 87
 55 Ein Sklav und der Affe. 88
 56 Geſchichte dreier braver Männer.
 1. Woltemade. 89
 2. Bauffard. 91
 3. Ein Ungenannter. 93
 57 Der Mann und das Vögelein. Eine
 Fabel. 95
 58 Drey junge Reiſende. 96
 59 Gartengeſpräch. 98
 60 Aefop. 105
 61 Geſchichte zweier treuen Freunde. 106
 62 Täglich zu ſingen. 109
 63 Das unverhoffte Wiederſehn. 111
 64 Der junge Eſel, der ein eingebildeter
 Seck war. 116

- 65 Habelied. 118
- 66 Als die Frühlingssonne zum erstenmal
auf mein Zimmer schien. 120
- 67 Lied um Regen. 121
- 68 Fortsetzung. 121
- 69 Großmuth und Dankbarkeit. 122
- 70 Die Sonne. 126
- 71 Gespräch zwischen einem vornehmen
Herrn und einem armen Greis. 127
- 72 Fortsetzung. 132
- 73 Gespräch über diesen letzten Vorgang. 133
- 74 Auf ein ausländisches Gewächs. 135
- 75 Der großmüthige Errefter. 136
- 76 Preis der Jugend. 137
- 77 Fuchs und Pferd. 138
- 78 Abendlied. 139
- 79 Das Aderlassen. Ein Schauspiel. 141
- 80 Die Güte Gottes. 151
- 81 An Menschen. 152

Dritte Abtheilung.

- 82 Der verständige Jüngling. 153
- 83 Das Veilchen und der Dornenstrauch. 160
- 84 Die bestrafte Eitelkeit. Ein Schauspiel. 162
- 85 Morgenlied. 175
- 86 Gespräch, Sinz und Kunz. 176
- 87 Die belohnte Rechtchaffenheit. 177
- 88 Ueber den Werth des Lebens. 186

89 Der gute Sohn. 187
 90 Liebe um Liebe. 190
 91 An die Sonne, beim Aufgange. 193
 92 Der alte Landmann an seinen Sohn. 194
 93 Des Morgens. 194
 94 Scharlotte und Mariane. 195
 95 Lehren an Kinder. Fragmente. 209
 96 Das Nordlicht. 216
 97 An Tabarif. 217
 98 Der leichtsinnige Knabe. Ein Schauspiel. 218



123
 160
 162
 172
 176
 177
 188

Der erste
 Das zweite
 Die dritte
 Die vierte
 Die fünfte
 Die sechste
 Die siebte
 Die achte

218	Der erste Sohn.
217	Es lebe im Frieden.
216	Er ist die Sonne, beim Aufgange.
215	Er ist der alle Menschen an seinen Sohn.
214	Der Morgen.
213	Die Schachtel und die Lampe.
212	Es lehren an Kinder, Studenten.
211	Ed das Wohlstand.
210	Er ist die Sonne.
209	Der heiligste Knabe, ein Sohn.
208	Er ist.

